BASTEI

STERNEN FAUST

Verschollen in der Hohlwelt

Band 9 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Verschollen in der Hohlwelt

von Luc Bahl

Die Geschosse pfiffen rechts und links an seinem Kopf vorbei. Ein kratzendes Geräusch und ein heftiges Zerren in Schulter und Arm ließen ihn erkennen, dass eine der Kugeln die dünne Haut seines Flügels durchschlagen hatte. Es war egal. Er war schnell genug. Der hilflose Beschuss konnte ihn nicht mehr aufhalten. Um seine Fluggeschwindigkeit zu erhöhen, zog er die Arme an den Körper und klappte die Flügel so zusammen, dass er nun in perfekter Stromlinienform durch die Luft schoss. Im Sturzflug raste er seinem Ziel entgegen. Durch die angelegten Flügel war er noch schneller geworden, und zudem bot er den Feinden eine kleinere Zielfläche. Als ob das jetzt noch etwas ausmachen würde. Nur eines wollte er nicht. So sterben wie seine Opfer, für die er den grausamsten aller Tode vorgesehen hatte.

Prolog

»Verbrennt!«, schrie er. »Verbrennt bei lebendigem Leib!«

Er spürte, wie der Fahrtwind in seinen weit aufgerissenen Rachen drang und die Fangzähne eiskalt umwehte. Er schrie, aber er konnte sich kaum selber hören, so laut zerrte die Luft, die sein rasender Körper durchstieß, an seinen Ohren, verfing sich in den Gehörgängen und knatterte dort mit einer Unerbittlichkeit, die er früher niemals ausgehalten hätte.

Doch nun war alles egal. Gleich würden sie sterben. Er fühlte, wie die Rache ihm nicht nur Genugtuung, sondern regelrechte Lust bereitete. Seine jüngere Schwester, seinen Bruder und seine Mutter hatten sie getötet, die Söldner des Imperiums. Jetzt würde er seine Familie rächen, hundertfachen Tod für den Tod seiner Familie. Auch er würde dabei sterben, aber nicht so wie sie, für die er den unwürdigsten aller Tode vorgesehen hatte. Noch immer pfiffen die Kugeln um ihn herum. Ja, sie wussten genau, was sie erwartete, aber er war nicht mehr aufzuhalten.

Die riesige Gashülle des Luftschiffs kam rasend näher.

Entschlossen biss er auf die Giftkapsel.

Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte ihn. Er verlor die Kontrolle über seine Muskeln, seinen Körper. Vor seinen Augen explodierten farbige Lichtblitze. Er konnte nichts mehr sehen, aber er wusste, dass er jetzt gleich auf die Gashülle aufprallen würde.

Dank seiner hohen Geschwindigkeit würde er sie durchbohren wie eine lüsterne Kralle das süße Fett eines Grimson und dann würde das Gas explodieren und das riesige Luftschiff würde mitsamt seinen Passagieren und seiner Besatzung in einem gigantischen Feuerball vergehen. Doch schon vorher wurde er von seinem Leid erlöst, das er mit sich trug seit die Söldner …

Er zuckte noch einmal, während sein toter Körper weiter durch die Luft raste.

Ein Aufprall, den er nicht mehr spürte, obwohl er dem im letzten Krampf erstarrten Leib fast alle Knochen brach. Ein schleifendes Geräusch, ein hässliches Kreischen, dann trudelte seine Leiche vom Zusammenstoß mit der Gashülle jäh abgebremst dem Boden entgegen, der sich so tief unter ihnen befand, dass man die winzigen Gebäude kaum noch erkennen konnte – und wurde jäh aufgefangen …

*

In dem Schiff lagen die meisten Passagiere wimmernd und weinend auf dem Boden. Der unaufhörliche Beschuss hatte auch den letzten Schläfer geweckt und rasch deutlich gemacht, welch unabwendbares, furchtbares Schicksal auf sie zuraste.

Auch die Mitglieder der Besatzung hatten sich in Erwartung des letzten Augenblicks unwillkürlich zusammengerollt. Nur einige saßen noch an den Geschützen und versuchten so verzweifelt wie aussichtslos, den heranstürzenden Angreifer mit einer wahren Kugelflut von seinem tödlichen Kollisionskurs abzubringen.

Doch die alles zerreißende Explosion – sie kam nicht.

»Warum …?«, stammelte der Kapitän und richtete sich. Unter seiner grauen Uniformhose hatte sich eine stechend riechende Flüssigkeit ausgebreitet. Aber noch war er zu benommen vor lauter gerade erlebter Angst, als dass er sich des würdelosen Anblicks bewusst war. Zumal er nicht der Einzige war, der in Erwartung des schrecklichen Endes seine Körperfunktionen nicht mehr unter Kontrolle hatte. Die empfindlichen Nasen hatten es längst registriert, aber die vor Angst eingefrorenen Gehirne konnten die Information noch nicht verarbeiten.

»Warum?«, stammelte er noch einmal. So als fürchte er voll banger Erwartung, dass die schreckliche, alles und alle zerfetzende Explosion doch noch einsetzen würde. So als hätte sich angesichts des heraneilenden Todes die Zeit verlangsamt, um sie noch mehr zu quälen. Doch der Tod erreichte sie nicht. Ein Wunder schien verhindert zu haben, dass das Luftschiff explodierte.

»Wir sind noch einmal davon gekommen, Sir!« Das piepsige Stimmchen des noch nicht ausgewachsenen Kerls kam von ganz hinten, wo sich die Fenster des Luftschiffs kugelförmig nach außen wölbten, um einen möglichst umfassenden Rundumblick zu gewähren.

Der Kapitän spürte jetzt, dass sich seine Uniformhose kalt und feucht anfühlte und das zarte Fell bis zu den Knöcheln verklebte. Er schüttelte sich, da ihm sein eigener Geruch unangenehm wurde und er versuchte, die Fassung wiederzuerlangen, die er verloren hatte.

»Hast du was gesehen, Sungur?«, fragte er mit betont ruhiger Stimme.

»Ja, Sir!«, erwiderte der Junge.

»Dann spuck es schon aus, verdammt noch mal!«

»Sir, der Attentäter ist nur wenige Sprünge oberhalb des Sichtfensters gegen die Hülle geprallt. Aber sie hat gehalten. Inzwischen müsste seine Leiche auf dem Boden zerschmettert sein.«

»Sungur, drück dich gefälligst präzise aus, wenn du mit dem Kapitän sprichst. *Jetzt* ist der Verbrecher sicherlich eine Leiche. *Nachdem* er auf dem Boden zerschmettert ist, aber nicht vorher.« Die Kritik wurde von einer ebenso hohen, aber ungleich festeren Stimme geäußert.

»Nein, Mrandil«, widersprach Sungur dem einzigen weiblichen Offizier an Bord. »Der Attentäter war schon tot, bevor er gegen die Hülle prallte.«

»Aber …«, unterbrach ihn Mrandil.

»Ruhe!«, donnerte der Kapitän, der jetzt ungeachtet der peinlichen Lage, zu seiner alten Autorität zurückgefunden hatte. »Sungur, was erzählst du da? Hast du das genau gesehen?«

»Jawohl, Sir!«, antwortete der Junge und kletterte jetzt aus der

Halbschale des Beobachtungsfensters heraus. »Ich wiederhole, der Attentäter war tot, bevor er aufprallte, sonst hätten die LUCCRA und wir nicht überlebt.«

»Berichte!«, forderte ihn der Kapitän nun auf.

»Ich sah den Angreifer direkt auf uns zurasen. Hätte er seinen Kurs so beibehalten, die metallenen Dornen an seiner Flughaut hätten die Hülle ausgeschlitzt, das Gas wäre entwichen und hätte sich auf der Stelle entzündet.«

»Weiter«, befahl der Kapitän ungeduldig, der im Moment eigentlich nur seine Uniform wechseln wollte, andererseits aber noch dringender erfahren wollte, warum sie der Katastrophe entkommen waren.

»Kurz bevor sein Körper bei uns aufschlug, hat der Angreifer seine Flugbahn verändert und dann habe ich auch gesehen, warum.« Sungur blickte mit ungewohnt festem Blick in die Runde seiner Zuhörer. Das war neu für ihn, den Letzten in der Befehlskette, dass sie alle wie gebannt an seinen Lippen hingen.

»Nun mach's nicht so spannend!«, schimpfte Mrandil und verstummte augenblicklich wieder, als sie der Blick des Kapitäns streifte.

»Er zuckte und wand sich im Flug«, fuhr Sungur mit einem zufriedenen Lächeln fort, »als würde er von gewaltigen Krämpfen geschüttelt. Vielleicht hat er angesichts des nahenden Feuertods eine Giftkapsel geschluckt …«

»Hm«, räusperte sich der Kapitän, »das ist gut möglich. Vermutlich stammte dieser Sohn einer räudigen Natter von den randständigen Schtukuhls. Das Imperium hat erst kürzlich eine Strafexpedition in die Gebiete dieser Barbaren entsandt.«

»Schtukuhls gehören zu den Zentralbetern, Sir«, mischte sich Mrandil wieder in das Gespräch ein.

»Richtig«, sagte der Kapitän, »je weiter weg diese Barbaren von der heiligen Mitte hausen, desto hingebungsvoller und fanatischer beten sie zum Zentrallicht. Aber es wird ihnen nichts nützen …«

»Der Tod im Feuer ist für die Zentralbeter das Schlimmste, was ihnen widerfahren kann, denn es frisst nicht nur ihren Körper, sondern sie sind davon überzeugt, dass es auch ihre Seele verschlingt«, ergänzte Mrandil.

»Da wollte er lieber vorher sterben«, sagte Sungur mit seiner noch jugendlich-piepsigen Stimme, »und das hat uns gerettet, denn seine Krämpfe verhinderten, dass er in dem von ihm berechneten Winkel auf die LUCCRA prallte. Die elastische Hülle hat ihn regelrecht abgefedert und wie einen Tlong-Ball weitergeschleudert.«

»Gut«, unterbrach jetzt der Kapitän Sungurs Redefluss, »das bedeutet aber nicht, dass die Gefahr vorbei ist. Wir brauchen jetzt jemanden, der sofort voll einsatzfähig ist.« Er fixierte Sungur mit durchdringendem Blick. »Du«, sagte er nach einem kurzen Zögern, »kletterst raus und untersuchst die Hülle auf Schäden.«

Sungur zuckte zusammen und sah, wie sich Mrandils Schnauze zu

einem schadenfrohen Grinsen verzog.

»In der Zwischenzeit bin ich kurz in meiner Kabine und ziehe mich um. Wenn ich auf die Brücke zurückkomme, ist die Sauerei auf dem Boden verschwunden!« Er blickte in Mrandils Richtung. Nun verkniff sich Sungur seinerseits ein hämisches Grinsen und verschwand durch die kleine Lukentür, durch die man auf einen schmalen, heftig im Wind schwankenden Laufsteg gelangte, der fast um die gesamte Außenhülle des Luftschiffs herumführte.

*

Das wütende Geschrei drang gedämpft sogar durch das Schott. Commander Dana Frost beschleunigte ihre Schritte.

Das darf doch nicht wahr sein!, dachte sie seufzend. *Nicht schon wieder!*

Sie hatte die Stimmen trotz der luftdicht schließenden Tür deutlich erkannt. Es hatte unweigerlich so weit kommen müssen. Zwar passte das zornige Ächzen und Fluchen von Bruder William überhaupt nicht zum Naturell des Christophorer, der eigentlich eher ein zurückhaltender, stiller Zeitgenosse war und dessen Ordensregeln sowie seine langjährige Schulung ihn zu einem Muster an Ausgewogenheit gemacht hatten.

Aber damit war es nun offensichtlich mit einem Schlag vorbei. Ausgerechnet Bruder William.

Doch das war kein Wunder angesichts ihres Gastes, der sie auf der STERNENFAUST begleitete.

Falsch, in Wirklichkeit waren sie seine Begleitung. So lautete jedenfalls ihr Befehl.

Und nun war es geschehen. Ausgerechnet Bruder William prügelte sich in diesem Augenblick mit einem der arrogantesten Menschen, die Dana Frost jemals über den Weg gelaufen waren.

Lautes Scheppern ertönte, begleitet von einem infernalischen Schmerzensschrei.

Himmel! William scheint dieses Ekelpaket empfindlich erwischt zu haben …

Mit einem Stoßgebet riss Dana das Schott zur Kantine auf.

Zwei rot angelaufene Gesichter drehten sich synchron in ihre Richtung. Professor Dr. Schmetzer hielt sich mit der linken Hand die rechte Faust und hüpfte dabei mit schmerzverzerrtem Gesicht auf einem Bein herum, das andere hoch angewinkelt. Nur mühsam unterdrückte Dana ein Lachen.

»Er … er …«, stotterte Bruder William.

»Ich sehe es«, sagte Frost.

»Dieser Sch …«, fluchte Dr. Schmetzer, wobei er den Schmerz in seiner Faust kaum unterdrücken konnte.

»Verstehe«, sagte Frost, »ich hatte selber schon Probleme mit diesem Ding.«

Der Getränkeautomat wies eine tiefe, exakt faustgroße Delle auf.

Dort, wo ihn der wütende Schlag des Professors getroffen hatte. Danas Blick glitt etwas tiefer. Noch eine Delle. Offensichtlich stammte sie von einem Tritt. Jetzt verstand sie, warum er auf einem Bein herumhüpfte.

Sie atmete erleichtert auf. Nicht William und ihr unausstehlicher Gast an Bord der STERNENFAUST waren aneinander geraten, sondern sie waren gemeinsam über einen nur nach Tageslaune funktionierenden Getränkeautomaten hergefallen.

Dana Frost hoffte, dass man ihr die Erleichterung nicht zu offensichtlich war. Sie hoffte aber noch mehr, dass sie die Häme angesichts der Schmerzen, die sich Professor Schmetzer selbst zugefügt hatte, erfolgreich überspielen konnte. Doch ein Blick in Bruder Williams Gesicht verriet ihr, dass ihr das nur unzulänglich gelang. Zum Glück schien der Wissenschaftler zu abgelenkt zu sein, um irgendetwas außer seinen Schmerzen zu bemerken.

»Darf ich?«, fragte sie und schob die beiden zur Seite. »Was wollten Sie denn haben?«

»Tee«, brummte der Wissenschaf tler.

Dana tippte den entsprechenden Code in das Bedienungsdisplay und drückte die Eingabetaste. Rasselnd erwachte der Automat zum Leben. Mit einem Klacken erschien ein Becher im Ausgabeschacht und mit einem beinahe obszönen Schmatzen begann das Getränk zu fließen.

»Und?«, fragte Dana. Sie hielt Dr. Schmetzer, der inzwischen stöhnend an einem Tisch Platz genommen hatte, die dampfende Tasse unter die Nase.

»Mist!«, fluchte der Professor und seine Stimme bekam wieder einen Klang, als ob gerade eine Sirene eingeschaltet würde. »Das ist schwarzer Tee, ich wollte grünen …«

Dana stellte die Tasse wortlos und ein wenig zu heftig vor ihn hin.

»Kommen Sie William, ich muss mit Ihnen sprechen.«

Grußlos verließ sie die Kantine, gefolgt von dem Christophorer, und ließ einen missmutig dreinblickenden Mann zurück, der mit seinen leicht aus dem groben Gesicht herausquellenden Augen auf einen dampfenden Becher blickte, unschlüssig, ob er ihn nun austrinken wolle oder nicht.

*

In dem winzigen Besprechungsraum der STERNENFAUST drängelten sich mehr Menschen als hineinpassten. Ein ganz unmilitärisches Stimmengewirr breitete sich aus, sodass man schließlich gar nichts mehr verstand. Und doch begriff Commander Frost die Aufregung nur zu gut.

»Ruhe!«, rief sie gerade laut genug, um das allgemeine Palaver zu übertönen, aber nicht mit der durchdringenden Stimme, zu der sie auch in der Lage gewesen wäre, die ihr aber hier und jetzt unangemessen erschien. Sie ahnte, worum es ging. Schließlich hatte die

Aufregung einen Namen.

»Dieser Professor Dr. Schmatzer hat mir …«, erhob sich die Stimme von LI Black in der plötzlich einsetzende Stille, brach dann aber ebenfalls abrupt ab.

»Bitte!«, sagte Dana in normaler Lautstärke, »Wir haben andere Probleme, als einen Zivilisten, der es offenbar geschafft hat, jedem hier an Bord innerhalb weniger Tage auf die Zehen zu treten.«

»Aber ich fürchte, wenn das so weitergeht«, sagte Lieutenant Michael Tong, der erste Offizier an Bord und der offizielle Stellvertreter von Dana Frost, »dass unsere Mission zu Ende geht, bevor wir überhaupt ins Zielgebiet kommen.«

»Erklären Sie das näher, I.O.«, forderte Dana.

»Ganz einfach, Ma'am. Wenn dieser Schmetzer so weitermacht, stößt ihn irgendwer irgendwann in einen Müllabsorber oder saugt mal ›aus Versehen‹ die Luft aus der Schleuse, während sich der Herr Professor ganz zufällig dort befindet, natürlich ohne Raumanzug …«

»Danke, I.O., das reicht«, unterbrach ihn Dana, aber schon erfüllte das Gelächter der anderen den kleinen Besprechungsraum.

»Es gibt keinen Befehl, der besagt, dass Sie Professor Schmetzer mögen sollen. Aber sollte ihm etwas zustoßen, dann können Sie Gift darauf nehmen, dass das auch auf Ihre Karriere Auswirkungen hat! Und zwar keine guten.«

Von den Auswirkungen auf meine Karriere ganz zu schweigen. Diesen Gedanken behielt Dana allerdings für sich.

»Professor Dr. Schmetzer«, fuhr sie stattdessen fort, »ist *die* führende wissenschaftliche Kapazität auf dem Gebiet der exo-terrestrischen Geologie. Und der von ihm entdeckte Planet weist tatsächlich einige außergewöhnliche Merkmale auf, die eine Vor-Ort-Exploration sinnvoll erscheinen lassen. Dummerweise befindet sich der Planet jedoch in einem Raumabschnitt, in dem es schon früher – wie Sie alle wissen – zu diplomatischen Querelen gekommen ist.«

»J'ebeem«, sagte Tong trocken.

»Exakt, I.O. Aus diesem Grund kann es niemand verantworten, den Professor mit einer zivilen Expedition auf seinen Planeten loszulassen. Im Gegenteil. Sie ist nur eingebettet in eine militärische Operation möglich. Mit anderen Worten, wir müssen mit dem Professor klar kommen, bis diese Mission beendet ist. So schwer das jedem von Ihnen auch fallen mag.«

*

Stolz und unbeirrt, so als wäre nichts geschehen, setzte die LUCCRA ihren Weg fort, beschienen vom milden Licht Rarals, der zentralen Gottheit, die ihre Welt unablässig im Blick ihres jeden Winkel der Welt erleuchtenden Auges behielt. Und Raral, ein Name, der nichts anderes bedeutete als »All-Überall«, schaute auch auf Sungur herab, der in den

Wanten, die die Gashülle des gewaltigen Luftschiffs umspannten, herumkletterte.

Vom Aufprall des Attentäters waren keine Spuren zu finden. Sorgfältig kletterte Sungur die ganze Seitenfläche des oberen Gasbehälters ab, gegen die der Angreifer gerast war. Er musste tatsächlich eher flach als frontal dagegen geprallt sein, denn nur noch einige leicht aufgeraute Flächen an der Hülle verrieten, wo der Zusammenstoß erfolgt war. Die Hülle selbst hatte alles unbeschadet überstanden.

Sungur verstand die Sorge seines Kapitäns. Denn die Gasbehälter waren die empfindlichste Stelle eines jeden Luftschiffs. Sie waren riesig groß, sodass man noch nicht einmal besonders genau zielen musste.

Der erforderliche Auftrieb für die Antriebsmotoren, die Passagier- und Mannschaftskabinen und die Waffen verbot ein besonders hartes und deshalb schweres Material, das vielleicht einem Beschuss eher widerstehen würde. Nur die reinen Kriegsschiffe, die ausschließlich dazu dienten, Bomben und Geschütze zu transportieren und die nur von wenigen Soldaten geführt wurden, konnten sich eine bessere Panzerung leisten, da sie ansonsten auf alles andere, insbesondere jeden Komfort, verzichteten.

Streng genommen war natürlich auch die LUCCRA ein Kriegsschiff. Denn jedes Schiff des Mittelmacht-Imperiums gehörte dem Kaiser und wurde – wenn es nötig war – für militärische Zwecke eingesetzt. Aber außer einigen Widerstandsgruppen unter den randständigen Barbaren gab es schon seit vielen Zyklen keine größeren Probleme mehr. Der mittlere Ring des Imperiums war fest geschlossen. Alle Völker in diesem Bereich hatten sich der Einzigartigkeit des Kaisers unterworfen.

Der Frieden schien ewig und dauerhaft zu sein, sodass es schon seit langer Zeit üblich war, die Schiffe der Flotte für den privaten Verkehr und den Handel einzusetzen.

Sie befanden sich zwar in der Nähe der Gebiete der Randständigen, aber in dieser Region waren noch keine Rebellen auffällig geworden.

Die LUCCRA kreuzte in sicheren Sphären. Noch nie war es vorgekommen, dass ein Selbstmordrebell eines der imperialen Schiffe im so genannten Kernland des Reiches angegriffen hatte. In anderen Grenzregionen kam so etwas gelegentlich vor, weshalb dort auch seit eh und je nur rein militärisch besetzte Flottenverbände etwas verloren hatten. Luftschiffe mit Zivilisten an Bord kamen noch nicht einmal in die Nähe gefährdeter oder gar umkämpfter Gebiete.

Es war klar, dieser Vorfall würde eine eingehende Untersuchung nach sich ziehen.

Tatsächlich eilte Mrandil in diesem Augenblick durch einen nur der Besatzung vorbehaltenen Schacht quer durch das Schiff. In ihrer Hand hielt sie eine ebenso knappe wie präzise Meldung, die sie abzusetzen hatte, um das kaiserliche Oberkommando über den fehlgeschlagenen Angriff zu informieren. Rings um sie herum befand sich das leichte Gestänge, an dem die Innenwände der verschiedenen Gasbehälter

befestigt waren. Sie hastete auf dünnen Leichtmetallplanken vom vorderen Ende des Schiffes nach ganz hinten.

Der schmale Gang endete abrupt, weit oberhalb des Maschinenraums, in den sie von hier hinuntersehen konnte. Die Kessel und die Dampfturbinen, die mit mächtigen Kolbenschlägen das Getriebe für die Propeller in Bewegung setzten, waren in ausreichendem Sicherheitsabstand verankert, sodass nur eine Explosion der Kessel den allgegenwärtigen Gashüllen gefährlich werden konnten. Geheizt wurde ebenfalls mit Gas, das sich in flüssiger Form in Druckbehältern an Bord befand.

Mrandil konnte, während sie weiter zum Heck rannte, deutlich die Metallleitungen sehen, mit denen es in die Feueranlagen geleitet wurde. Es war zwar nicht vorgesehen, aber im Notfall konnten diese Gasreserven ebenfalls in die Ballonhüllen des Luftschiffs umgeleitet werden.

Rings um den Maschinenraum setzte sich der Laufsteg am Rand der Hüllenwand fort und mündete schließlich wieder in einen schmalen Gang.

Ab und zu musste Mrandil über Öffnungen springen, in denen Metallsprossen nach unten führten. Ihr Weg führte jedoch nach oben. Direkt über der großen Gitterbox, in der einige hundert Sturmgleiter Platz fanden, lag die Meldekanzel. Eine aus dem Heck des Luftschiffs herausragende Kommunikationsabteilung, die immer einsatzbereit war, um Vögel mit Meldungen abzusetzen und eingehende entgegenzunehmen.

Von allen Tieren waren die Sturmgleiter die schnellsten und zuverlässigsten. Kaum ein Vogel ging selbst auf langen Wegen einmal verloren, sodass Privatpost, die vom Luftschiff abgeschickt wurde, in der Regel nur einfach versandt wurde. Militärische Orders wurden jedoch immer zwei verschiedenen Tieren anvertraut, damit man ganz sicher sein konnte, dass die Information für den seltenen Fall, dass einer der Vögel verunglückte, mindestens einmal den Empfänger erreichte. Die Meldung, die Mrandil durch den für die Pflege und den Einsatz der Sturmgleiter zuständigen Offizier auf den Weg bringen ließ, wurde in höchster Prioritätsstufe und in dreifacher Ausfertigung abgesetzt.

Woher kam der Angreifer? überlegte Sungur zur gleichen Zeit, als er sich auf dem Rückweg wieder die Wanten hinunterhangelte.

Draußen an der Außenhaut des Schiffes blies in dieser Höhe der Wind sehr stark und verfing sich mit unangenehmer Schärfe im ganzen Fell, egal ob es offen lag oder von Uniformteilen nur unzureichend geschützt war. Sungur spürte, wie sich die Unterhaut seines Fells überall dort zusammenzog, wo ihn der Wind am härtesten erwischte. An der Seite seines Körpers, die er ihm zwangsläufig zuwenden musste, um wieder zurückklettern zu können zu jenem schmalen Laufsteg, der rings um das Schiff herumführte.

Ein paar Pinselstriche Lack, dachte Sungur, *und der Schaden ist wieder*

behoben. Doch woher kam der Kerl? Er muss mit seinem Gleiter von einer Berghöhe aus gestartet sein und hat dann die Thermik genutzt, um bis in unsere Höhe zu kommen. Nein, er muss noch höher geflogen sein als wir, sonst hätte er nicht mit einem Sturzflug so viel Geschwindigkeit aufnehmen können. Hat er das wirklich allein durchgezogen oder hatte er Helfer? Vielleicht sogar Helfer hier in Mittelland …

Die letzte Überlegung kam Sungur so abwegig vor, dass er sie für völlig absurd hielt, aber etwas an diesem Gedanken erschreckte ihn.

Er erreichte den Laufsteg und wollte sich gerade bücken, um zu dem schmalen niedrigen Durchgang hinabzuklettern, der ihn wieder ins Schiffsinnere führen würde, als er in seiner Bewegung stockte.

»Bei Rarals Auge!«, keuchte er. Direkt unter ihm in den Fangleinen unterhalb des Schiffes hing etwas und baumelte im Wind hin und her.

Zuerst erkannte er nicht, was es war. Da der Gegenstand mit jeder Bewegung von Schiff, Wind und Thermik hin und her baumelte und dabei weit unter den Bauch der Gashülle gedrückt wurde. Sungur konnte ihn nur sehen, wenn er sich wieder nach außen bewegte. Doch jedes Mal wenn der Gegenstand unter den Schiffsbauch gedrückt wurde, ertönte ein leises, aber nichts desto trotz widerwärtiges, hässlich-kratzendes Geräusch. Er spürte, wie sich sein Nackenfell unwillkürlich sträubte.

Dann erkannte er, um was es sich da handelte.

In den Fangleinen der LUCCRA, die dazu dienten, das Luftschiff beim Landen am Boden zu vertäuen, hatte sich die Leiche des Attentäters verfangen.

Und das widerliche Geräusch stammte von den messerscharfen Klingen am Helm des Toten, die mit jeder Bewegung, durch die er unter den Schiffsbauch geriet, über die Gashülle schraben ließen.

Augenblicklich war Sungur klar, dass keine Zeit blieb für einen Alarm oder gar eine Meldung.

Er musste handeln – und zwar sofort.

*

»Meine Damen und Herren, ich habe die Phase des Überlichtfluges genutzt, um weitere Berechnung zu erstellen. Schmetzer 23 …«

Dana Frost hatte Professor Dr. Schmetzer Zugang zum schiffseigenen Interkom gewährt, die einfachste Methode, um möglichst alle Besatzungsmitglieder der STERNENFAUST mit dem, was er mitzuteilen hatte, zu erreichen. Wie in einem Hörsaal stand er auf der Brücke neben dem Interkom, das seine Ansprache übertrug. Aber er sah die Offiziere an, die auf der Brücke ihren Dienst versahen, als schaute er auf eine Gruppe von Studenten.

Ob er es wohl vom Hörsaal her gewohnt ist, dass man seinen Ausführungen mit so offensichtlichem Desinteresse folgt, dachte Dana, als sie sich ihrerseits auf der Brücke umsah.

Professor Schmetzer sah zwar die Offiziere an, die ihm direkt zuhören konnten, doch es schien, als nehme er keinen einzigen von ihnen wirklich wahr.

Sonst müsste er doch irgendwie auf diese weit aufgerissenen Kiefer, dieses schier endlose Gähnen von John Santos reagieren …

Doch das Gesicht des Wissenschaftlers, das von hervorquellenden, weit auseinanderstehenden Augen beherrscht wurde, verzog sich lediglich zu einer Grimasse, die Dana Frost inzwischen als selbstverliebtes Lächeln zu deuten wusste.

»Schmetzer 23, das ist der dreiundzwanzigste Planet, den ich entdeckt und katalogisiert habe, also der dreiundzwanzigste aus der Unzahl jener von mir entdeckten Himmelskörper, die es durch ihre herausragenden Eigenschaften verdienen, dass man sich intensiver mit ihnen befasst. So wie es in der Unzahl menschlicher Lebewesen gelegentlich einige wenige gibt, mit denen es sich lohnt, in geistigen Austausch zu treten. Was aber nur selten vorkommt und für die Besatzung von Schiffen des Star Corps wahrscheinlich nicht zutrifft.«

Dana zuckte zusammen und sah, dass es außer ihr nur noch Tong so ging. Die Spitze des dozierenden Professors war ansonsten auf taube Ohren gestoßen. Zumindest hier auf der Brücke. Wie es anderswo im Schiff aussah, wusste sie natürlich nicht, konnte es sich aber denken.

Nur weiter so, dachte sie und verzog nun ihrerseits die Lippen zu einem Lächeln, das ihrem Spitznamen »Eisbiest« absolut gerecht wurde.

»Schmetzer 23 ist ein Solist«, fuhr der Professor ungerührt fort, »das heißt, er treibt allein und ohne jedes Zentralgestirn im All. Wahrscheinlich ist er vor Urzeiten im Verlauf einer Nova aus seiner angestammten Bahn gesprengt worden und trudelt seitdem als einsamer Wanderer durch die Randbezirke unserer Galaxie, bis er irgendwann in mehreren Millionen Jahren vielleicht von einer anderen Sonne wieder eingefangen wird. Nun – meine Damen und Herren – das allein macht ihn noch nicht besonders genug, um ihn einer näheren wissenschaftlicher Betrachtung, speziell durch meine Person, wert erscheinen zu lassen. Solche Reste von einstigen Sonnensystemen gibt es zuhauf. Weshalb Schmetzer 23 es wert ist, diesen Namen zu tragen, und damit das Anrecht hat, dass ich ihm meine wertvolle Zeit widme, liegt an seiner spezifischen Besonderheit, die man ihm auf den ersten Blick freilich nicht ansieht.«

Dafür bedarf es eines überlegenen, wissenschaftlichen Geistes …. dachte Dana mit bitterem Amüsement.

»Dafür bedarf es eines überlegenen, wissenschaftlichen Geistes«, sagte der Professor, »was rede ich, es bedarf eines über die reine wissenschaftliche Beobachtung weit hinausgehenden Intellekts. Einen Funken von Genialität, der einen Wissenschaftler spüren lässt, dass sich unter der rauen Schale dieser Welt etwas Besonderes verbirgt. So wie der Geologe auf seiner Exkursion einem unscheinbaren Stein sofort ansieht, hier haue ich mal mit dem Hämmerchen …«

»Oh, Gott – Commander, entschuldigen Sie, aber wie lange müssen wir uns dieses Gesülze noch anhören!«

Der letzte Teil von Lieutenant David Steins deutlich genervter Anmerkung, die aus dem Interkom knatterte, ging in glucksendem, nur mühsam unterdrückten Gelächter unter, das auf der Brücke ebenso erklang wie aus den Lautsprechern der zugeschalteten Stationen.

»Ich haue also mit dem Hämmerchen drauf«, fuhr der Professor ungerührt fort, »und finde im Inneren des Steines einen funkelnden Rohdiamanten. Auch wenn Soldaten ein solcher Instinkt normalerweise fehlt – sonst wären sie ja keine Soldaten geworden – braucht niemand an Bord traurig zu sein. Denn Sie haben ja *mich* dabei. Glauben Sie mir, meine Damen und Herren, mit unserer Exkursion nach Schmetzer 23 werde ich Wissenschaftsgeschichte schreiben und etwas von diesem Glanz wird auch auf Sie abfärben. Das lässt sich überhaupt nicht vermeiden. Aber warum wird die Erforschung von Schmetzer 23 Geschichte schreiben? Nun, meine Damen und Herren, ich verrate es Ihnen schon jetzt, damit Sie in der Lage sind, meine Worte an den künftigen Ergebnissen meiner Untersuchungen zu überprüfen.«

Ich würde ja zu gern wissen, welcher arme, namenlose Assistent des Professors diesen Steinbrocken tatsächlich entdeckt hat und seinen Meister dann auf die Besonderheiten hingewiesen hat. Dana Frost konnte sich einfach nicht vorstellen, dass sich der Professor persönlich vor den Monitoren mit den Daten der zahllosen galaktischen Kartierungs- und Erfassungsprogramme die Nächte um die Ohren schlug.

»Schmetzer 23 ist ungefähr neptungroß, hat aber nur die Masse eines Planeten von Erdgröße«, ertönte in diesem Augenblick wieder Steins Stimme aus dem Interkom.

Das ging zu weit. Dana wusste, dass sie eingreifen musste, sonst lief die Disziplin aus dem Ruder, aber der Professor ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Ganz korrekt«, erwiderte Dr. Schmetzer, »weshalb ich vermute – und meine Berechnung lassen auch keinen anderen Schluss zu – dass wir es hier mit Gravitationsanomalien zu tun haben, die sich entlang riesiger Vorkommen ganz besonderer Elemente ausgebildet haben. Einer Materie, von der wir unbedingt Proben bergen müssen, um im Labor genau ihre atomare Struktur und ihre Ladung untersuchen zu können. Dazu bedarf es ganz besonderer Vorrichtungen, denn wir wissen nicht, wie sich diese Materie im Kontakt mit anderer Materie verhält.«

»Antimaterie?«, fragte Frost ungläubig. *Wie sollte das gehen?*

Professor Schmetzer zuckte nur mit den Schultern.

Dann schwieg er. Es war offensichtlich, dass er seinen Vortrag vor den Ignoranten der STERNENFAUST beendet hatte. Er verstand zumindest so viel von seinen Zuhörern, dass er keinen Applaus zu erwarten brauchte. Deshalb drehte er sich einfach um und verließ wortlos die Brücke.

»Professor Dr. Schmetzer, herzlichen Dank für Ihre Ausführungen«, sagte Dana Frost ins eingeschaltete Interkom, um wenigstens einen Rest von Höflichkeit zu bewahren. Aber der Wissenschaftler blickte nicht noch einmal zurück.

»Wahrscheinlich ist dieser Steinklotz da draußen einfach nur hohl«, knurrte Michael Tong.

»Also das wäre noch fantastischer, als die Andeutungen, die der Eierkopf gemacht hat«, entgegnete John Santos.

»Ruder!«, bellte Frost. »Ich bitte um etwas mehr Respekt.«

»War doch nur ein Scherz«, antwortete Tong an Stelle des zurechtgewiesenen John Santos.

Dana wusste genau, dass ihr Anpfiff nicht nur zu spät gekommen war, sondern auch den Falschen getroffen hatte. Ihr Blick glitt zu Bruder William, der schweigend an der Wand lehnte. Sein jungenhaftes Gesicht hatte schon so manchen getäuscht. Auch er hatte den Ausführungen des von sich selbst eingenommenen Professors aufmerksam gelauscht und schien jetzt in Gedanken versunken zu sein. Diese Mission schmeckte niemandem an Bord der STERNENFAUST.

Die latente Bedrohung durch die Kridan war in offene Aggression umgeschlagen. Tonio Gordon, Danas Ex-Mann, der als Terraforming-Spezialist im Wega-System gearbeitet hatte, war immer noch verschwunden, und Dana hatte keine Ahnung, ob er überhaupt noch lebte. Mit den J'ebeem befand man sich im Krieg, weil man den Verbündeten der Menschheit, den Starr, in ihrem lang andauernden Konflikt beistand. Eine Auseinandersetzung, die auch innerhalb der Menschheit zu Zerwürfnissen, Opposition und offenen Widerstand gegen die Politik des Hohen Rates der Solaren Welten geführt hatte. Schließlich wollten gerade Anhänger von *Pro Humanity* nicht einsehen, warum man ausgerechnet eine so unzuverlässig wirkende Spezies wie die sauroiden Starr in ihrem Kampf gegen die J'ebeem unterstützte, die immerhin äußerlich von Menschen kaum zu unterscheiden waren.

Auch an Bord der STERNENFAUST gab es Vertreter dieser politisch einflussreichen Gruppierung. Der Waffenoffizier Lieutenant Robert Mutawesi bekannte sich offen zu den Positionen von *Pro Humanity*, auch wenn er zu dem eher gemäßigten Flügel dieser von Sarah Windsor geleiteten Organisation zählte. Aus der vertraulichen Personalakte über Professor Schmetzer wusste Dana zudem, dass der arrogante Wissenschaftler zu den Stammgästen jener Empfänge zählte, die Windsor regelmäßig für die bessere Gesellschaft gab.

Andererseits waren er und Mutawesi so ziemlich als Erste hier an Bord aneinander geraten. Aber es sah so aus, als gäbe es kein einziges Besatzungsmitglied der STERNENFAUST, das nicht mit Schmetzer über Kreuz lag.

Dana Frosts Gedanken verließen den auch ihr unsympathischen Wissenschaftler wieder und kehrten zurück zu Tonio Gordon. Auch wenn ihre Ehe alles andere als glücklich gewesen war, so nagte doch die Sorge um sein Schicksal täglich an ihr und versetzte sie in einen

Zustand ständiger Unruhe, der sie launisch und reizbar machte. Dazu kamen die Schwierigkeiten ihres aktuellen Auftrags.

Ihre Mission hatte gerade begonnen, da erfuhren sie per Hyperfunk, dass der Versuch Admiral Gregor Rudenkos wegen der Gefahr durch die Kridan eine allgemeine Mobilmachung zu erreichen, im Rat der Solaren Welten mit Pauken und Trompeten durchgefallen war. Gleichzeitig wurden große Verbände des Star Corps Richtung Wega in Bewegung gesetzt. Genau ins Herz der derzeitigen Krise. Dorthin, wo Tonio Gordon spurlos verschwunden war.

Aber ausgerechnet die STERNENFAUST erhielt den Befehl, sich aus allem herauszuhalten, *nicht* mit ins Wegasystem zu fliegen, sondern in die fast entgegengesetzte Region der Galaxis, um einen verrückten Wissenschaftler zu einem Planeten zu begleiten, den dieser schon einmal vorsorglich nach sich selbst benannt hatte. Es war zum aus der Haut fahren, aber derartige Gefühle durfte sich ein Commander eines Schiffes des Star Corps natürlich nicht leisten, geschweige denn anmerken lassen.

»Ma'am«, ertönte es knackend aus dem Lautsprecher.

»Ja, Ortung, was gibt's?« Dana überlegte, ob sie David Stein wegen seiner respektlosen Zwischenreden jetzt den Kopf waschen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Sie spürte, dass er unbedingt etwas loswerden musste.

»Habe jetzt dieses … dieses Ding auf dem Schirm. Wir sind inzwischen recht nah herangekommen.«

»Was für ein Ding, Ortung?«, fragte sie barsch.

»Schmetzer 23, wenn Ihnen der Name lieber ist, Commander«, antwortete Stein ungerührt. »In einem muss man dem Professor Recht geben. Dieser Planet ist durchaus interessant.«

»Wieso? Kommen Sie zur Sache.« Es gelang Dana im Moment einfach nicht, Stein gegenüber einen normalen Tonfall anzuschlagen.

»Das sollten Sie sich selbst anschauen, Captain«, sagte David Stein. »Ich lege es auf Ihren Schirm.«

Im gleichen Augenblick flackerte der Hauptschirm vor ihrem Kommandostand und Dana Frost bemerkte sofort, was David Stein mit seiner Andeutung gemeint hatte. Das sah tatsächlich nach etwas aus, das sich möglicherweise zu einer Sensation entwickeln konnte, aber vielleicht auch zu einer tödlichen Gefahr. Vor allem aber sah es nicht nach etwas aus, das Professor Dr. Schmetzer von Schmetzer 23 erwartet hätte …

*

Der Abstieg von der Außenhülle des Schiffes bis zu seiner Unterseite war, während sich das Schiff in Fahrt befand, nur etwas für geübte und erfahrene Besatzungsmitglieder. Man versuchte derartige Unternehmungen wo es nur ging zu vermeiden. Normalerweise wurde

jeder, der den Befehl bekam, in die Tiefe zu klettern, mit einer reißfesten Leine gesichert.

Der gewaltige Rumpf des Luftschiffs erhob sich mehr als dreißig »Kailangs« in die Höhe. Ein Längenmaß, das einst von der sagenhaften Körpergröße des mythischen imperialen Erstkaisers Kray, der Große abgeleitet worden war. Also gut zehn »Sprünge«. Auch dieses Längenmaß bezog sich auf Kaiser Kray, denn niemand war heutzutage in der Lage, mit einem einzigen Sprung aus dem Stand seine dreifache Körperlänge zurückzulegen, ganz zu schweigen die von der des Erstkaisers, der seine Untertanen auch heute noch fast um die Hälfte ihrer durchschnittlichen Größe überragen würde.

Dabei gehörte die LUCCRA noch nicht einmal zu den besonders großen Luftschiffen der Flotte.

Ohne zu überlegen kletterte Sungur die Trossen herab. Der warme Wind zerrte beständig an seiner dünnen Jacke, fuhr durch die Öffnungen zwischen Stoff und Fell und wölbte die Jacke wie ein Segel. Geschickt schob er die Krallen an seinen Fingern immer nur so weit hervor, dass sie sich in die Taue bohrten, aber der Gashülle nicht zu nahe kamen.

Dann hörte die Quervertäuung auf und nur noch ein loses Gewirr im Wind hin und herbaumelnder, armdicker Stricke führte weiter nach unten – senkrecht nach unten, während die Wölbung der Gashülle nun immer stärker zunahm.

Die Leiche des Attentäters hing nur noch wenige Kailangs von ihm entfernt und wurde immer wieder durch die Bewegung des Luftschiffes und durch den Wind heftig gegen die Hülle geschleudert. Sungur sah, wie überall aus der Gestalt des toten Angreifers scharfkantige Klingen und Schneiden herausragten, die auf dem Helm, den Arm- und Beinschienen und sogar an Brust- und Rückenpanzerung angebracht waren. Selbst die zusammengeklappten Gleitflügel besaßen lange Nadelspitzen. Zu allem Überfluss handelte es sich nicht nur um normale Klingen, bestens dazu geeignet, einen noch so zähen Stoff zu durchbohren. Ihr matter Glanz verriet eine höchst gefährliche Imprägnierung. Sobald das unter Druck stehende Gas mit dem Material in Berührung käme, mit dem die Klingen getränkt worden waren, würde ein verhängnisvoller Prozess der Selbstentzündung in Gang gesetzt werden.

Zur Katastrophe reichte bereits ein winziger Riss.

Sungurs Augen tränten durch den Fahrtwind. Vor Aufregung triefte und schleimte seine Nase. Aus seinem vor Anstrengung verzerrten, halb geöffneten Lefzen floss der Speichel.

Es grenzte an ein Wunder, dass die LUCCRA nicht bereits beim Aufprall des Angreifers explodiert war.

Ächzend hangelt sich Sungur näher. Seine Füße hatten jetzt jeden Halt verloren. Tief unter ihm jagten fetzengleiche Wolken über die mit grün-rot blühenden Laskabäumen bestandene Landzunge Atcha hinweg, die wie ein gekrümmter Finger in die Wargato-See ragte. Die

LUCCRA hatte mittlerweile eine Höhe von mindestens viertausend Kailangs erreicht. Um an den waffenstarrenden Körper heranzukommen, musste Sungur das Seil, an dem er hing, zum hin und her pendeln bringen. Er bog seinen Leib zusammen und stieß die Füße in die Luft. Das Seil reagierte und begann zu pendeln. Er schwang von der Leiche fort und näherte sich ihr wieder, als er zurückschwang. Doch seine Bewegung übertrug sich auch auf die Leinen, in denen der Attentäter hing. Kaum eine Armlänge trennte sie noch, da driftete der Körper vor ihm wieder zur Seite. Mit einem Grauen erregenden Quietschen schleiften die Messer über die Hüllenhaut.

Panik überfiel Sungur.

Wenn er noch mehr Schwung holte, würde sich auch die ohnehin gefährliche Bewegung des toten Angreifers in den Seilen verstärken. Mehr als zwei Armlängen pendelte die Leiche jetzt an ihm vorbei vom Schiff weg.

»Sungur!«

Die Stimme des Kapitäns kam von weiter vorn und von oben. Der Junge verdrehte den Kopf und sah, wie sich der Kapitän aus dem Seitenfenster der vorderen Steuerkanzel an der Spitze der LUCCRA herauslehnte. Seine mächtigen Backenhaare waren derart gesträubt, dass der Fahrtwind sie kaum flattern ließ. Er schien mit einem Blick die Situation erfasst zu haben. Und was er sah, ließ die Erinnerung an das gerade erst überstandene Entsetzen wieder wach werden.

Sungur wusste, dass es nur noch eine Chance gab. Das Seil, an dem er hing, war kürzer als die Stricke, in denen sich die Leiche des Attentäters verfangen hatte. Sobald der mit Spitzen- und Klingen gespickte Tote zurückschwang und mit neuerlicher Wucht die Gashülle entlangschrammte, wäre es aus.

»Sungur! Nein!«, schrie der Kapitän, als er sah, dass der Junge mit heftigen Bewegungen versuchte, sein Schaukeln zu verstärken. Von schräg oben konnte der Kapitän besser abschätzen, dass sich die Bahnen beider Schaukelbewegungen kaum kreuzen würden.

Doch in dem Augenblick ließ Sungur das Seil los. Aus dem Fenster der Steuerkanzel ertönte ein mehrstimmiger Schrei. Neben den Kapitän zwängte sich auch Mrandil heraus, um die aberwitzige Aktion zu beobachten. Er war gerade wieder vom Heck des Schiffes zurückgekehrt.

Nur um Haaresbreite zischte eines der Seile an Sungurs ausgestreckter Hand vorbei. Doch mit der anderen bekommt er das nächste zu fassen. Aber anstatt sich augenblicklich festzuklammern, rutscht er tiefer. Seine bloßen Füße berühren den Toten. Das zusätzliche Gewicht des Jungen hat die Pendelbewegung nicht gebremst. Im Gegenteil. Gemeinsam schwingen sie jetzt wie der Klöppel der Schiffsglocke gegen die Hülle. Sungur versucht noch sich zu drehen.

Aufprall.

Ächzend spürt der Junge, wie ihn eine Reihe von Klingen durchbohren.

Dann ein Ruck.

Abrupt endet das Schaukeln direkt unter der Gashülle, obwohl die Fliehkraft beide Körper wieder in die andere Richtung drängen will. Eingeklemmt zwischen der Leiche und der Gashülle kann Sungur kaum den Kopf bewegen. Dennoch sieht er aus den Augenwinkeln, was die Pendelbewegung gestoppt hat.

Einer der Flügel des Toten hat sich durch das Schaukeln gelöst. Schräg oberhalb von Sungurs Kopf ist die Nadelspitze des Flügel-Endes schräg in die Hülle gedrungen. Und zerrt nun an dem Stoff.

Ich habe es versucht, denkt Sungur noch verzweifelt in Erwartung der jetzt alles zerfetzenden Explosion.

Der Fahrtwind ist zu laut, um das Zischen austretenden Gases hören zu können.

Andererseits müsste das Gas augenblicklich entflammen, sobald es mit der Imprägnierung der Metallspitze in Berührung kommt.

Sollte die Spitze den mehrlagigen Stoff nur angebohrt, nicht aber durchdrungen haben?

Oder wurde die Chemikalie beim Einstich von der Spitze abgewischt? Und die Spitze verschließt nun ihrerseits die Hülle?

Der Schmerz, verursacht durch die Klingen, beginnt sich in Wellen über Sungurs Körper auszubreiten. Was auch immer er jetzt unternimmt, die Chancen stehen gut, dass es das Letzte ist, was er in seinem Leben tun wird. Zieht er die Spitze heraus, beginnt wahrscheinlich das Gas nachzuströmen – und explodiert. Lässt er die Spitze stecken, ist es nur eine Frage der Zeit bis sich das Gas doch noch seinen Weg durch das winzige Leck nach außen bahnt – und explodiert.

Dann erinnert er sich an etwas. Mit fiebernder Hast fährt seine Hand in die Uniformtasche und findet, was er sucht. Nicht nur Attentäter sind mit Messern ausgestattet. Ein rascher Blick verschafft Sungur die nötige Gewissheit. Es sind insgesamt drei Taue, in denen sich der Tote verfangen hat. An das eine kommt er leicht heran und schneidet es sofort durch. Um das zweite zu erreichen muss er den Körper und damit auch die Klingen, die noch in ihm stecken ein Stück weit von sich wegschieben.

Sungur glaubt, vor Schmerz fast wahnsinnig zu werden. Aber es gelingt ihm, nun auch das zweite Seil zu kappen.

Jetzt hängt der Attentäter nur noch an einem Seil, aus dem er eigentlich durch sein eigenes Körpergewicht herausrutschen müsste. Aber das geschieht nicht. Denn noch steckt die verdammte Flügelspitze im Hüllenstoff. Sungur blutet aus mehreren Wunden, doch er hat keine Zeit, sich darum zu kümmern, obwohl ihn die Schmerzen mittlerweile zu einem jaulenden Heulen veranlassen.

Jetzt winkelt er seine Beine an und stößt mit den bloßen Fußsohlen gegen den Attentäter. Mit einem kratzenden Geräusch löst sich die Metallspitze aus der Gashülle und der Körper des Toten dreht sich mit einem Ruck um die eigene Achse.

Sungur tritt noch einmal gegen die Leiche. Langsam, wie in Zeitlupe, kippt der Körper vornüber, trudelt unter Sungur und der LUCCRA weg und verschwindet außer Sichtweite.

Schon lange hatten sie das letzte Stück Festland hinter sich gelassen. Unter ihnen breitete sich nun nur noch die endlose Weite des Wargato-Meeres aus. Sie waren zu hoch um den Körper überhaupt aufschlagen zu sehen, geschweige denn zu hören.

Schräg über Sungur ertönten auf einmal Geräusche, von denen er nicht wusste, wo sie herkamen, was sie bedeuteten. Längst konnte er nicht mehr klar sehen, sondern empfand die Wellenbewegung vor seinen Augen und die Schwärze, die sein Blickfeld von den Rändern her eintrübte, als ganz normal. Er vergaß, wo er sich befand und dass er selber nach wie vor in höchster Lebensgefahr schwebte.

Ein Fuß hatte sich in eines der Haltetaue verkrallt, eine Hand umklammerte ein weiteres Seil. In der anderen Hand hielt er noch sein Klappmesser, mit dem er die Leinen durchtrennt hatte.

Aber stand er nicht gut? War nicht der ihn umtosende Fahrtwind eine weiche Decke, die ihn umhüllte und sicher barg? Warum musste er sich da noch so krampfhaft festklammern? Das strengte doch viel zu sehr an.

Waren das Stimmen, die da ertönten?

»Mrandil?«, flüsterte er. Irgendetwas berührte ihn.

Loslassen … . dachte er.

»Du kannst jetzt loslassen«, sagte jemand direkt in sein Ohr.

Und Sungur ließ los und fiel.

*

»Ein derartiges Gebilde kann unmöglich natürlichen Ursprungs sein«, sagte Professor Schmetzer. Zum ersten Mal seit die STERNENFAUST mit dem Wissenschaftler zu ihrer Reise aufgebrochen war, klang die Stimme des Professors leiser und um eine Nuance weniger von sich überzeugt als sonst. Diese hörbare Veränderung löste bei allen Offizieren, die sich auf der Brücke unter dem großen Bildschirm drängten, ein Gefühl der Befriedigung aus.

»Meine Rede, Doktor«, ertönte Lieutenant David Stein knatternd aus dem Interkom.

»Diese Fläche muss riesig sein«, fuhr Schmetzer fort, ohne auf den Zwischenruf einzugehen. Es war, als spräche er nur noch zu sich selbst.

»Genau 4142 Kilometer«, knatterte es wieder von der Ortung.

»Aber nur knappe 100 Kilometer tief?«, fragte der Professor.

»Richtig, soweit sich das aus unserer Entfernung überhaupt korrekt anmessen lässt«, antwortete Stein.

»Das Ding sieht aus, als hätte es jemand angebohrt, Captain«, bemerkte John Santos.

»Aber nur ein bisschen – wenn man bedenkt, dass der Bohrkopf

einen Durchmesser von über viertausend Kilometern hätte haben müssen«, erwiderte Dana Frost.

»Vielleicht erwartet uns ja ein äußerst hartes und gleichzeitig extrem leichtes Material, das dort abgebaut wurde«, überlegte Dr. Schmetzer laut.

»Sollte Ihre Überlegung zutreffen, Professor, dann möchte ich gerne wissen, wer da Tagebau betrieben hat. Und zwar möchte ich es wissen, bevor wir in die Nähe einer Umlaufbahn kommen«, sagte Frost. »Und ob dieser ›Jemand‹ vielleicht noch dort ist. – Ortung?«

»Noch immer nichts, Captain«, ertönte die prompte Antwort David Steins aus dem Interkom. »Ich scanne den gesamten Bereich, der uns und die Solisten umgibt, seit wir in den Normalraum zurückgekehrt sind. Außer uns fliegt hier nichts und niemand herum. Keinerlei Aktivitäten, die auf andere Raumschiffe oder auf Funkverkehr oder Ähnliches hinweisen. Wir sind hier ganz allein. Wir und diese angebohrte Kartoffel.«

Schmetzer 23 sah – abgesehen von der seltsamen Flächenbohrung am Pol – tatsächlich so öde und verschrumpelt aus wie eine zu lange gelagerte Kartoffel. Der knapp neptungroße Planet war wüst und kahl und wenn er einmal eine Atmosphäre besessen hatte, dann musste dies vor Urzeiten gewesen sein. Jetzt trudelte er ohne Zentralgestirn und ohne eine schützende Luftschicht auf einsamem Kurs durch die Weiten des Alls.

Aber irgendwann war hier schon einmal irgendwer oder irgendwas gewesen und hatte sich in unübersehbarer Weise an dem Planeten zu schaffen gemacht. Die regelmäßige, wie gezirkelt wirkende Kreisfläche, mit der ein Teil der Oberfläche am Nordpol herausgefräst worden war, konnte unmöglich einen natürlichen Ursprung haben. Die schiere Größe dieser konischen Vertiefung sprach zudem für einen technisch hoch entwickelten Intellekt. Dana war sich nicht sicher, ob menschliche Technologie derzeit überhaupt dazu in der Lage wäre.

David Stein hatte Bilder in Echtlichtqualität sowie hochgerechnete Vergrößerungen in Falschfarben auf die Monitore der Brücke geschaltet. Doch je länger und intensiver sie alle darauf starrten, desto unwahrscheinlicher und vor allem unerklärlicher kam ihnen dieses Phänomen vor.

Künstlich.

Darüber waren sie sich schnell einig gewesen. Aber wer hier was, wie und warum gemacht hatte, blieb offen.

»Vielleicht ein Relikt?«, murmelte Michael Tong und nuschelte dabei derart, dass er kaum zu verstehen war.

»Ein was?«, schallte es ihm von mehreren Seiten entgegen.

»Ein Relikt«, wiederholte er lauter.

Alle Blicke richteten sich auf den ungeliebten Gast der STERNENFAUST. Doch Professor Dr. Schmetzer zuckte nur mit den Schultern. Irgendwie konnte er sich nicht freuen, denn diese Entdeckung hatte auch ihn überrumpelt. Mit allem Möglichen hatte er

auf Grund der außergewöhnlichen Messergebnisse gerechnet, aber nicht damit.

Ohne begründen zu können warum, spürte er, wie ihm das Heft aus der Hand genommen wurde. Und das ärgerte ihn insgeheim derart, dass er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er »seinen« Planeten anstarrte.

»Sie meinen, wir haben es hier mit den Resten einer … einer Aktivität von irgendeiner vielleicht seit Jahrtausenden oder Jahrmillionen ausgestorbenen Spezies zu tun?«, fragte Dana.

Tong nickte.

»Jahrmillionen halte ich für unwahrscheinlich, Captain«, sagte John Santos.

»Und wieso?«

»Ich vermute, dieser Planet treibt schon seit längerem durchs All – ohne Atmosphäre. Das bedeutet doch, dass er mit großer Wahrscheinlichkeit gelegentlich von anderen Gesteinsbrocken, Meteoriten, Kometen und so weiter getroffen wird. Genug Einschlagskrater weist er ja auch auf …«

»… aber nicht am Pol«, ergänzte Frost.

»Die Masse- und Gravitationsverhältnisse sind auch ohne diese Fläche sehr merkwürdig und bedürfen gründlicher Exploration«, sagte Dr. Schmetzer mit fester Stimme. Es klang, als gewänne er allmählich seine Fassung zurück.

»Diese Polbohrung ist glatt wie ein Kinderpopo«, knarrte es jetzt wieder aus dem Interkom.

»Stein!« Frost konnte sich nicht helfen, in Steins Bemerkung schwang ein obszöner Unterton. Andererseits hatte er natürlich Recht. Keine sichtbaren Einschläge in der Fläche konnten nur eines bedeuten: Sie war nicht sehr alt. Hieß das, eine noch in den benachbarten Regionen der Milchstraße operierende Spezies war dafür verantwortlich? Doch diese Fläche, die so schlicht und gleichzeitig so perfekt aussah, war völlig untypisch für die Technologien der Kridan oder der J'ebeem. Und es erschien Dana in höchstem Maße unwahrscheinlich, dass die Starr oder gar die Mantiden etwas damit zu tun haben könnten.

Doch wer dann?

Dana Frost war nicht so arrogant, dass sie die Menschheit für die Krone der galaktischen Schöpfung hielt, eine Einstellung, die bei vielen Menschen noch durchaus üblich war. Aber hier sah sie sich zum ersten Mal in ihrer Laufbahn mit einer Spur konfrontiert, die auf eine den bekannten Spezies möglicherweise haushoch überlegene, intelligente Macht hindeutete. Da sie keinerlei vernünftige Erklärung für ihre Befürchtung vorbringen konnte, behielt sie ihre beunruhigenden Gedanken für sich.

*

»Er hat das Bewusstsein verloren!«, schrie Mrandil nach oben. Sie baumelte, nur mit einem dünnen Seil gesichert, direkt neben Sungur, dessen blutüberströmten Körper sie gerade noch rechtzeitig mit Hilfe zweier Matrosen, die sich mit ihr zusammen abgeseilt hatten, in einen Tragegurt hatte wuchten können, bevor er seine letzte Kraft verloren hatte und beinahe in die Tiefe gestürzt wäre.

»Hochziehen, aber vorsichtig!«, rief sie, nachdem sie ein letztes Mal die Gurte überprüft hatte, in denen Sungur jetzt regungslos mit verdrehten Augen hing. Er war festgeschnallt, das Tragegeschirr endete in einem stabilen Karabinerhaken an einem Seil, das wiederum mit einer handbetriebenen Winde verbunden war.

Die Matrosen auf dem Laufsteg begannen zu kurbeln und knarrend bewegte sich das Geschirr mit Sungur nach oben.

Mrandil hatte Tränen in den Augen, als sie dem ohnmächtigen Jungen nachsah, der ihnen allen unter Einsatz seines eigenen Lebens, das ihre gerettet hatte.

»Weht ganz schön hier draußen …«, bemerkte einer ihrer Begleiter.

Mrandil nickte und gab den beiden Matrosen mit einem Handzeichen zu verstehen, dass die Bergung abgeschlossen war und sie wieder nach oben klettern konnten. Geschickt hangelten sich die beiden Helfer in die Höhe. Mrandil wollte ihnen gerade folgen, als ein leises Geräusch sie innehalten ließ.

Es zischte.

Direkt neben ihrem Ohr trat Gas aus einem winzigen Loch in der Hülle aus.

Neugierig und besorgt begutachtete sie den Schaden. Die kleine Öffnung war unerfreulich und sollte ernst genommen werden, aber noch war es nicht weiter problematisch. Das Leck bedeutete nur, irgendjemand würde bald wieder heruntersteigen müssen, um es abzudichten.

Mit einer beiläufigen Geste wischte sie über die Hülle und spürte den feinen Hauch.

Mit dieser Bewegung hätte sie alle umbringen oder retten können! Glücklicherweise jedoch wischte sie die unsichtbaren Spuren der tödlichen Chemikalie, von der sie ja keine Ahnung haben konnte, nach außen und damit fort von dem Loch, wo sie, dem unablässigen Fahrtwind ausgesetzt, endgültig verdunstete. Dann zog Mrandil ein Stück Fettkreide aus ihrer Uniformtasche und malte einen großzügigen Kreis um das Leck, um es so für den Reparaturtrupp zu markieren. Schließlich machte auch sie sich wieder an den mühsamen Aufstieg zurück an Bord.

Als sie sich auf den Laufsteg schwang, hörte sie nicht mehr, wie tief unterhalb am Rumpf der LUCCRA mit einem hässlichen Geräusch das winzige Leck unter dem Druck des ausströmenden Gases die Hülle schließlich auf eine Länge von fast einem Arm zerriss …

*

Normalerweise gehörte die Anflug- und Abbremszeit wegen ihrer enervierenden Dauer zu den eher langweiligen Phasen eines interstellaren Raumfluges. Allerdings gab es Ausnahmen von dieser Regel. Etwa, wenn man ein feindliches Geschwader beim Austritt aus dem Bergstrom-Raum ortete und genau wusste, der Gegner hatte einen ebenso auf dem Schirm.

Oder die Annäherung an eine unbekannte Welt erbrachte unerwartete Messergebnisse, die verifiziert und verarbeitet werden mussten. Dann konnte während diesem Routineablauf schon einmal Hektik ausbrechen. Schließlich musste immer damit gerechnet werden, dass neue Daten auch Gefahr bedeuten konnten. Und bevor nicht alle Ergebnisse zweifelsfrei zugeordnet, interpretiert und ausgewertet worden waren, gab es für den Commandanten eines Raumschiffs nur eine Anweisung, die strikt zu befolgen war: Gehe keine überflüssigen Risiken ein, aber versuche gleichzeitig so viel wie möglich über die neue Situation herauszubekommen.

Diese Anweisung des Oberkommandos des Star Corps hatte natürlich auch Dana Frost so verinnerlicht, als sei sie kein Befehl sondern Teil ihrer selbst. Für jeden Verlust an Menschenleben, für jede schief gegangene Operation und jeden sonstigen materiellen Schaden war an Bord der STERNENFAUST und unter ihrem Kommando nur eine verantwortlich, der Captain, sie selbst.

Die gesamte Besatzung, die an Bord stationierten Marines und natürlich mitreisende Gäste, um sie alle war Dana Frost ganz unmittelbar besorgt und gerade die jüngsten Ereignisse hatten bewirkt, dass sie die Bürde dieser Verantwortung noch stärker auf ihren Schultern spürte als sonst.

Außenstehende mochten die Entdeckung der offensichtlich künstlich bearbeiteten Polfläche von Schmetzer 23 für eher unaufregend oder wenig spektakulär halten. Was sollte schon Besonderes sein an einem blank und glatt geschliffenen Krater, vielleicht mal abgesehen davon, dass er einige tausend Kilometer im Durchmesser maß?

Dana Frost wusste genau, dass diese Entdeckung in den Nachrichten der Solaren Welten höchstens eine Notiz unter »Vermischtes« wert war.

Ganz anders natürlich in Fachkreisen. Jeder Profi der interstellaren Raumfahrt und Forschung würde die Ohren spitzen. Schließlich besagte diese Entdeckung nicht weniger, als dass man von noch mindestens einer zusätzlichen, technisch hoch entwickelten, raumfahrenden Spezies ausgehen musste, die einst oder vielleicht sogar heute noch in diesem Bereich der Galaxis unterwegs war.

»Der große Solist ist ein Schnelldreher.«

So sprach nur einer an Bord: David Stein. Lieutenant. Zuständig für die Ortung und alle damit zusammenhängenden Aufgaben der Messung, Datenerfassung und -verarbeitung.

»Präziser, Ortung«, sagte Dana Frost.

Sie saßen zusammen in dem kleinen Besprechungsraum neben der Brücke und planten das weitere Vorgehen. Die Runde wurde ergänzt durch Michael Tong, den I.O. der STERNENFAUST, Robert Mutawesi, den Waffen- und Taktikoffizier, Sergeant Ralff Olafsson, den Leiter des zwanzigköpfigen Marines-Kontingents an Bord und Bruder William, der zwar streng genommen nicht zum Führungskader des Leichten Kreuzers zählte, den Dana Frost aber von Mission zu Mission für immer unverzichtbarer hielt. Die Brücke und damit die vorübergehende Befehlsgewalt lag in den Händen von Lieutenant John Santos, dem Ruderoffizier, dessen geringe bisherige Erfahrungen durch hervorragende Reflexe und großen Lerneifer kompensiert wurden. Ein Grund für seine, gemessen am Alter frühe Beförderung zum Lieutenant lag genau darin begründet. Frost wusste, dass er keine Alleingänge wagen würde und lieber schon bei der Andeutung einer kritischen Situation die Besprechung unterbrechen würde, um Meldung zu machen. Insofern konnte sie sich beruhigt in ihrem Sessel zurücklehnen und ganz auf die Ausführungen Steins konzentrieren.

»Bitte verlangen Sie keine bis ins Letzte nach allen Regeln der Astrophysik ausgearbeitete Erklärung von mir«, erklärte Stein. »Ich kann Ihnen hier nur die nackten Daten präsentieren. Vermutlich stammt der Planet von einem seit längerem von den Sternenkarten verschwundenen Sonnensystem. Verschwunden, weil die fragliche Sonne am Ende ihres Lebenszyklus in einer Nova explodiert und verglüht ist. Wahrscheinlich war die Sonne zu klein, um bei ihrer Massekontraktion zu einem Schwarzen Loch zusammenzustürzen. Ich vermute eher, dass die Überreste explodiert und verglüht sind und heute als nicht mehr strahlende Materieklumpen durchs All segeln.«

»Sehr poetisch, David«, frotzelte Michael Tong. »Was hat das mit deiner Wortschöpfung Schnellläufer zu tun?«

»Schnelldreher«, korrigierte Stein. »Ganz einfach, unser Freund hat in dieser Phase des Ablebens seines Muttergestirns noch einmal einen zusätzlichen Drall zu seiner ohnehin vorhandenen Drehung erhalten, bevor er sich ebenfalls in die Weiten des Alls verabschiedet hat. Normal ist die schnelle Rotation bei einem Kerl seiner Masse jedenfalls nicht.«

»Ich denke, die Masse, die er haben müsste, entspricht sowieso nicht der Größe?«, warf Mutawesi ein. »Deswegen sind wir doch unterwegs, oder habe ich da etwas falsch verstanden?«

»Keineswegs«, antwortete Stein, »aber wenn meine Meinung im Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Untersuchungen unseres allseits geschätzten Gastes Professor Dr. Schmetzer überhaupt gefragt sein sollte …« Er unterbrach seine Rede mitten im Satz und blickte fragend in die Runde.

»Oh, ich sehe hier niemanden, der so heißt«, bemerkte Sergeant Olafsson.

»Meines Wissens ist Dr. Schmetzer in seiner Kabine und ob er da arbeitet, schläft oder sonst was macht, braucht uns momentan nicht zu kümmern«, sagte Tong und fing sich einen zurechtweisenden Blick von

Dana Frost ein.

»Kurz und ungut, ich glaube nicht an Schmetzers Theorie«, sagte Stein. »Mag ja sein, dass das Thema Antimaterie seit den neuen Waffenentwicklungen von *Far Horizon* zurzeit besonders intensiv diskutiert wird. Es mag außerdem gut sein, dass die Gravitationsfelder von Antimaterie der von normaler Materie entgegengesetzt sind und uns deshalb den Eindruck vorgaukeln der Planet sei ein Leichtgewicht …«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche«, sagte Bruder William mit leiser Stimme, »aber Dr. Schmetzer hat mit keinem Wort – jedenfalls nicht mir gegenüber – etwas von Antimaterie gesagt. Er sprach von irgendeiner Form unbekannter Materie …«

»Bitte Bruder«, unterbrach nun Stein den Christophorer, »er hat es vielleicht nicht gesagt, aber er hat es gemeint. Das wissen wir doch alle!«

»Sie sprechen gerne für alle und jeden, Ortung«, warf Frost mit scharfer Stimme ein und stellte nicht ohne eine gewisse Befriedigung fest, wie der Lieutenant leicht zusammenzuckte.

»Unsere bisherigen Messungen haben jedenfalls noch nicht den geringsten Hinweis auf Antimaterie ergeben!«, versuchte sich Stein zu verteidigen.

»Andererseits gilt im Normalraum immer noch das, was schon Newton vor hunderten von Jahren herausgefunden hat: Schwere und träge Masse sind äquivalent«, sagte Tong.

»Wir werden es erst direkt vor Ort herausfinden«, sagte Frost. »Damit meine ich natürlich nicht das Newton-Einstein Axiom, sondern die Fragen, die Lieutenant Stein aufgeworfen hat.«

»Das bedeutet, die Entscheidung ist gefallen?«, fragte der I.O.

»So lange die Ortung nicht doch noch irgendeine Spur findet, die auf die Anwesenheit einer möglicherweise feindlich gesonnenen Macht hindeutet, landen wir auf Schmetzer 23. Die STERNENFAUST bezieht Position oberhalb des Pols. Wir setzen eine Reihe von Satelliten aus, die den Planeten so umkreisen werden, dass uns keine Kleinigkeit verborgen bleibt, weder auf der Oberfläche noch im umgebenden Nahraum. Dann wird die L-1 direkt am Pol landen, also innerhalb der künstlichen Schürfung. Die Teilnehmer des Landetrupps gebe ich noch bekannt, aber bevor jeder von Ihnen ›hier‹ schreit, weise ich Sie vorsorglich darauf hin, dass Professor Schmetzer und meine Wenigkeit auf jeden Fall mit dabei sein werden.«

*

Absturzgefährdet war die LUCCRA im Moment nicht.

Noch nicht.

Aber der Kapitän bemerkte in seiner Lenkkanzel sofort, dass etwas nicht stimmte. Er sah, dass sein Steuermann das Seitenruder stärker

gegen die Fahrt drehen musste, um den vorgeschriebenen Kurs zu halten, als unter den herrschenden Windbedingungen notwendig gewesen wäre. Zum Glück befand sich das Leck, von dem der Kapitän allerdings noch nichts wusste, am Rumpf des Luftschiffs und nicht irgendwo oben. Das bedeutete, dass selbst im schlimmsten Fall nur so viel Gas austreten würde, wie es dem Druck der einzelnen Gasbehälter entsprach.

»Höhe?«, fragte er.

»Letzte Messung, 4000 Kailangs, Kapitän«, antwortete der zweite Navigator.

»Und jetzt?«, fragte der Kapitän erneut.

Der zweite Navigator blickte den Kapitän kurz an, sagte aber nichts. Unverzüglich blickte er durch seine Instrumente, mit denen er die Winkel eines Dreiecks abmessen konnte, dessen gedachte Spitze die Wasseroberfläche der Wargato-See berührte. Auf einem Notizblock schrieb er die abgelesenen Werte. Dann beugte er sich über den Block und berechnete routiniert die Flughöhe.

»3852 Kailangs, Kapitän.«

»Zu allen Sturmteufeln«, fluchte der, »wir verlieren Höhe.« Dann griff er zu einem trichterförmigen Rohr, das an einem Schlauch befestigt war und zog es zu sich heran.

»Ausguck«, brüllte er in den Trichter.

»Zu Befehl, Kapitän!«, erklang die prompte Antwort aus der Membran, in die sich das Gegenstück der Sprechverbindung an der Rückwand der Kanzel erweiterte.

»Irgendwelche Wetteränderungen auszumachen da oben?«

»Nein, Kapitän. Alles unverändert.«

»Fallwinde?«

»Keine, Kapitän.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür zur Steuerkanzel und Mrandil trat nach kurzem Gruß ein.

»Sungur ist geborgen, Kapitän. Der Bordarzt hat ihn untersucht und zahlreiche Schnittwunden verbunden. Sie sind zum Glück nicht sehr tief und die Blutungen konnten alle gestoppt werden«, meldete sie.

»Und, wie geht's unserem Held?«, fragte der Kapitän.

»Immer noch bewusstlos, Kapitän«, erwiderte Mrandil. »Der Blutverlust. Aber er wird sich wieder erholen. Der Arzt sagt, er sei nicht in Lebensgefahr.«

»Das ist erfreulich«, antwortete der Kapitän, »aber wir haben ein anderes Problem. Wir verlieren an Höhe.«

»Das Leck?«, sagte Mrandil mit fragenden Augen.

»Was für ein Leck?«, rief der Kapitän.

»Es war kaum zu sehen. Ich habe es markiert, als ich draußen war, um Sungur zu bergen.«

»Behälterschotten schließen!«, brüllte der Kapitän in einen weiteren Sprechtrichter. Dann wandte er sich wieder Mrandil zu. »Sofort wieder raus mit Ihnen. Nehmen Sie so viele Leute mit, wie Sie brauchen, und

vergessen Sie vor allem das Flickzeug nicht!«

»Es war nur so groß, Kapitän.« Mrandil hielt zwei ausgefahrene Krallen ihrer Hand so übereinander, dass höchstens noch ein Blatt Papier dazwischengepasst hätte.

»Habe ich mich irgendwie unklar ausgedrückt?«, donnerte der Kapitän.

»Nein, Kapitän, natürlich nicht. Bin schon unterwegs.«

*

Um die L-1 sicher in der gewaltigen, künstlichen Kraterfläche landen zu können, musste das Landeshuttle nach dem Ausschleusen aus der STERNENFAUST erst einmal die gleiche Rotationsgeschwindigkeit erreichen wie der sich unter ihr drehende Planet. Je näher sie an die Oberfläche des Planeten herankamen, umso deutlicher wurde, dass der Krater nur aus weiter Entfernung glatt wirkte. Jetzt wurden die Spuren der Bearbeitung sichtbar.

Die grellen Scheinwerfer der Fähre erfassten eine ebenso bizarre wie leblose Landschaft. Allerdings wirkten die kleineren Erhebungen und gegeneinander versetzten Flächen so unstrukturiert und gegen jede Logik angeordnet, dass unter den Teilnehmern der Landemission schon im Anflug eine heftige Diskussion über den möglichen Sinn entbrannte.

»Könnten das Fahrbahnen sein und dazwischen irgendwelche Plattformen, auf denen vielleicht einmal Gebäude gestanden haben?«, fragte Fähnrich Susan Jamil, David Steins Stellvertreterin in der Ortungsstation. Frost wollte unbedingt jemanden dabeihaben, der auch auf der Oberfläche des Planeten eine Reihe von komplizierten Messungen durchführen konnte und Professor Schmetzer bei der Bedienung einer ganzen Batterie von empfindlichen Geräten unterstützen konnte, die fast die gesamte hintere Hälfte der Fähre beanspruchten. Deshalb nahm nur eine kleine Gruppe an der ersten Landung auf dem Planeten teil.

»Ich denke, dass wir uns von menschlicher Logik verabschieden sollten, wenn wir etwas über die Funktion und vielleicht die Urheber dieses … dieses …«, Bruder William suchte nach den richtigen Worten, »dieses Bauwerks herausfinden wollen.«

»Wo er Recht hat, hat er Recht«, sagte Dr. Schmetzer. »Das kann alles Mögliche sein. Landebahnen, Grundflächen ehemaliger Gebäude – so etwas fällt einem natürlich als Erstes ein, aber sollten dann nicht diese Straßen zu den Flächen hinführen und sie miteinander verbinden?«

»Wenn diese Baumeister in der Lage waren, solche riesigen Straßen zu bauen und vorher die gesamte Region einzuebnen, warum haben sie dann die Straßen nicht einfach auf dem kürzesten Weg von A nach B gebaut. Diese schlangenartigen Konturen ergeben überhaupt keinen Sinn«, knurrte Ralf Oloff son, der einzige Marine, der mit an Bord des

Shuttles war.

»Was sagten Sie da gerade?«, fragte Dana Frost.

»Äh, entschuldigen Sie Commander, aber so wichtig war meine Bemerkung nicht.«

»Im Gegenteil Sergeant. Wredan, ziehen Sie die Fähre noch einmal hoch.«

»Kein Landeanflug, Commander?«

»Später, Pilot. Nun machen Sie schon.«

Der Shuttlepilot fing den langsamen Sinkflug der L-1 ab und zog sie in einem eleganten Bogen in eine höhere Position.

»So ist es gut«, sagte Frost, »Und jetzt die breitestmögliche Streukraft unserer Scheinwerfer. Ich will einen möglichst großen Ausschnitt sehen.«

Die Struktur in dem flachen Krater war gerade noch erkennbar. Keine der so genannten Straßen und Flächen ragte sehr hoch aus dem sie umgebenden, glatten Boden hervor. Kaum eine der Vertiefungen reichte mehr als einen halben Meter in den Boden.

Wahrscheinlich, dachte Dana, *kann ich mit einem Schritt hinauf- oder hinuntersteigen.*

Sie hatte es längst erkannt, was sich da vor ihren Augen darbot. Sie wartete nur geduldig ab, bis es auch ihren Begleitern dämmerte. Aus den Augenwinkeln nahm sie das Blitzen der Erkenntnis wahr, das über Bruder Williams Gesicht glitt. Aber auch er schwieg und lächelte leise.

Bis vor wenigen Minuten hatte sich die Polvertiefung des Planeten nur den Sensoren der Messinstrumente offenbart. Der karge, unwirtliche Planet, der fern einer Sonne durch das All wanderte, wurde nur vom Blinken femer Sterne beschienen. Hier in der Randzone der Milchstraße war das ein viel zu schwaches Licht, als das mit menschlichem Augenlicht überhaupt etwas hätte erkennen können. Schwarz auf schwarzem Grund, so könnte man den Planeten vor dem ihn umgebenden Weltraum beschreiben.

Die Bearbeitung der Polkappe war von den Instrumenten der Ortung deutlich erkannt worden, aber erst jetzt, da unter dem Licht der Scheinwerfer auch das menschliche Auge Konturen und Strukturen erkennen konnte, war es, als wäre eine Art kosmischer Vorhang aufgezogen worden. Ein Stück weit nur, eben genauso weit, wie der Kegel der Scheinwerfer reichte.

»Das sieht aus wie eine gigantische Schrift …«, rief Susan Jamil aus.

»Eine Schrift – so ein Unsinn«, polterte Dr. Schmetzer, doch Dana Frost hob die Hand und unterbrach dadurch den Wissenschaftler.

»Sie waren nicht dabei, Professor«, sagte sie und nickte Susan Jamil gleichzeitig anerkennend zu, »aber ich glaube, Fähnrich Jamil hat Recht.«

»Die Hieroglyphen der Toten Götter«, ergänzte Bruder William.

»Es ist unter diesen Lichtverhältnissen nur schwer zu erkennen«, fuhr Dana Frost fort, »und wir sehen auch nur einen Ausschnitt. Aber für mich steht außer Frage, dass es sich hierbei um die gleiche Schrift

handelt. STERNENFAUST Ortung, bitte melden!«, sprach sie jetzt ins Funkgerät.

»Aye, Captain«, ertönte David Steins Stimme aus dem Lautsprecher und übertönte mühelos die Fluggeräusche der L1.

»Ich möchte eine detaillierte Kartierung des Kraters mit jeder kleinsten Erhebung und Absenkung. Das können Sie von der STERNENFAUST aus leichter bewerkstelligen. Der I.O. erhält meine ausdrückliche Genehmigung, das Schiff näher an den Planeten heranzumanövrieren, wenn dies für die Kartierung notwendig sein sollte.«

»Wird gemacht, Captain«, antwortete jetzt Tong an Stelle Steins. Beide waren an Bord der STERNENFAUST zurückgeblieben.

»Noch was, I.O. und Ortung. Machen Sie sich auf eine kleine Überraschung gefasst.«

»Wenn das stimmt, was wir gerade von Ihnen mitbekommen haben, dann hat uns die Überraschung zeitgleich mit Ihnen erreicht, Captain«, meldete sich jetzt wieder Stein.

Dana Frost sagte nichts und warf dem Piloten des Shuttles einen Blick zu. Wredan zuckte nur mit den Schultern und zeigte auf ein kleines, grünes Licht an der Anzeigetafel. Der Funkkanal zur STERNENFAUST war während des gesamten Anfluges offen gewesen. Kein Wunder, dass sich die Nachricht der gewaltigen Schriftzeichen auch sofort auf dem Mutterschiff herumgesprochen hatte.

»Landung einleiten, Pilot«, befahl Frost. »Setzen Sie in unmittelbarer Nähe des Kraterzentrums auf.«

»Zu Befehl, Captain«, sagte der Pilot und zog die Steuertastatur zu sich heran.

Während das Shuttle in einer eleganten Parabel auf das rechnerische Zentrum des Pols einbog, beschleunigte Wredan die Eigenrotation der L-1, bis sie die gleiche Drehgeschwindigkeit erreicht hatte, mit der Schmetzer 23 unter ihnen rotierte.

Als die winzige Landefähre und die gewaltige Oberfläche des Planeten in scheinbaren Stillstand gekommen waren, sank das Gefährt mit seiner kleinen Crew langsam aber stetig wie ein Fahrstuhl auf die Oberfläche dieser Welt herab, die einmal – von wem auch immer – mit riesigen Schriftzeichen versehen worden war.

*

Die kleine Hütte stand direkt am Hang. Hinter ihr erhoben sich licht gepflanzte Laskarbäume, deren Früchte aber noch klein und unreif waren und erst in gut hundert Taru-Zyklen erntereif sein würden.

Das kreisrunde, kleine Gebäude wies ringsherum Fenster auf, durch die Wrugal entweder über das sich unter ihm ausbreitende Tal bis hinaus auf die lang gezogene Bucht blicken konnte oder eben auf die Wiese mit den Bäumen, die sich um den ganzen Hügel herumzog. Das

Licht des immer währenden Schöpfers im Zentrum des Himmels wurde von keinem Wölkchen getrübt.

Es war ein schöner Tag, ein ruhiger Tag, so langweilig, dass es nicht besser hätte sein können. Denn nichts liebte Wrugal mehr als die genüssliche Langeweile, die von keinerlei Störung unterbrochen wurde. Dann konnte er am besten in jenen erfrischenden Zustand sinken, der kein Schlafen war, aber auch kein Wachen, einfach ein Ruhen, ein Vor-sich-hin-Dösen, ein Die-Gedanken-gleiten-lassen, wohin sie wollten, um dem Zauber äußerer und innerer Bilder zu erliegen.

Im Gegensatz zu vielen seiner Sippe lebte Wrugal gerne hier in den Randzonen. Das Leben war einfach, es gab keinen großen Luxus, nur wenige lärmende Maschinen. Aber jeder hatte sein Auskommen, niemand brauchte zu hungern – jedenfalls so weit er sich zurückerinnern konnte. Und deshalb verstand er den Neid nicht, mit dem so viele aus seiner Sippe – und er wusste, in anderen Sippen war es ebenso – sehnsüchtig zu den zentralen Städten des fernen Imperiums hinübersahen und sich nichts sehnlicher wünschten, als mit stinkenden Dampfwagen durch die Straßen der unübersehbar großen Städte zu fahren, von einem rauschenden Fest zum nächsten zu eilen, zwischen den Städten mit gewaltigen Luftschiffen hin und her zu reisen und so ihr ganzes Leben in ungemütlicher Hektik zu verbringen.

Es war schon eine Ironie des Schicksals, dass man ausgerechnet ihm, Wrugal, die Aufgabe anvertraut hatte, Kontakt mit den Mächten des benachbarten, aber nicht gerade geliebten Imperiums zu halten, dem einzigen großen Machtblock weit und breit. Ausgerechnet er, dem der Glanz des fernen Kaiserreichs wirklich völlig egal war, sollte nun für die reibungslose Kommunikation zwischen den Sippen der Randständigen und den für sie zuständigen Beamten des Kaisers sorgen.

Wrugal bekleidete das Amt des Telegrafenmeisters. Nicht dass ihn diese Würde stolz gemacht hätte. Er war sich wahrscheinlich noch nicht einmal bewusst, dass mit dieser Aufgabe so etwas wie eine Würde verbunden war, aber möglicherweise genau deshalb strahlte er sie aus.

Direkt hinter der Rundhütte am Hang erhoben sich einige Masten, über die die Leitung hügelaufwärts gelegt war. Von dort führte sie in die Höhenwälder, die sich meistens dicht oberhalb und in Sichtweite der Steilküste um die ganze Bucht herumzogen. Noch ein Stück höher überwand sie dann das Hochgebirge, dessen ferne schneebedeckte Gipfel an klaren Tagen gut zu sehen waren.

An der Windish-Enge verschwand das Kabel für einige tausend Sprünge in den Tiefen des Meeres, um am jenseitigen Ufer, das nur bei Nebel nicht mehr zu erkennen war, die Grenze zum Imperium zu überschreiten.

Wie der Weg des Kabels innerhalb des Kaiserreichs der Mittelmacht weiterging, darüber besaß Wrugal keine Kenntnisse. Er hatte nie seine Region verlassen und wusste nur, dass es sich bei der Station, die ihm

antwortete, um eine große, komfortable Verteilerstelle inmitten des kaiserlichen Palasts handeln musste, von der aus er mit schöner Regelmäßigkeit zu Kuchta durchgestellt wurde, dem Beamten oder der Beamtin, die für ihn, das heißt diesen Bezirk der randständigen Gebiete, zuständig war.

Wrugal wusste bis heute nicht, ob die Person, die ihm seit Jahren antwortete, männlichen oder weiblichen Geschlechts war. Sie hatte es ihm nie verraten. Obwohl über die Zyklen so etwas wie ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen ihnen entstanden war. Eigentlich war diese leise Vertrautheit – zumindest von mittelländischer Seite aus – unerwünscht. Schließlich diente der telegrafische Kontakt zwischen den Zonen der Randständigen und dem Zentrum der imperialen Macht nur höchst offiziellen und oft höchst geheimen diplomatischen Noten. Für private »Gespräche« stand der Telegraf nicht zur Verfügung.

Dennoch – wenn man viele Zyklen lang immer mit ein und derselben Person zu tun hatte, konnte ein gewisser vertrauter Ton gar nicht ausbleiben, selbst wenn hunderttausende von Sprüngen zwischen ihnen lagen.

Doch über all dies dachte Wrugal nicht mehr nach. Erst recht nicht heute an diesem schönen Tag, der so ideal war zum Träumen und Dösen. Etwas allerdings störte seine Behaglichkeit und langsam richtete er sich auf seiner erhöhten Liege auf, die ihm einen Rundumblick durch die Fenster seiner Hütte erlaubte. Da war es wieder, dieses seltsame Geräusch. Nein, kein Geräusch, eher eine Ahnung. Seine scharfen Augen waren jetzt weit geöffnet, aber sie erfassten nichts Ungewöhnliches. Die Stille, die ihn umgab, war auf einmal alles andere als beruhigend.

Was war das gewesen?

Und noch während Wrugal über Art, Quelle und Ursache dessen grübelte, was er da so unbestimmt vernommen hatte, ertönte ein echtes Geräusch. Diesmal ganz nah und sehr vertraut.

Es klang nach Arbeit.

Er erhob sich von seiner Liege und sprang mit einem Satz zu dem Tisch, auf dem das Gerät aufgebaut war. Er stülpte sich die großen, wuchtigen Ohrhörer über den Kopf und begann automatisch mit seinem Stift auf dem immer bereitliegenden Papierblock mitzuschreiben. Inzwischen kannte er das Klacken des Codes, als wären die kurzen und langen Signale seine Muttersprache.

Es war die obligatorische Kennung von Kuchta. Hastig notierte sich Wrugal die Identifikationszahlen, die ihm Kuchta durchgab. Er wusste schon, bevor er es ausrechnete, dass die Zahlen stimmen würden. Sie hatten immer gestimmt. Noch nie hatte sich Kuchta verrechnet oder ein Versehen erlaubt. Aber irgendetwas, von dem Wrugal nicht hätte sagen können, was es war, klang diesmal anders. Vielleicht der Anschlag der einzelnen Signale, die ganz individuellen Pausen zwischen den Zeichen? Er wusste es nicht. Er prüfte deshalb die Identifikation

besonders sorgfältig, die sich unverwechselbar und nur für diesen Moment aus der Zeit des Taru und der exakten Zeit des übergeordneten Zyklus ergab und deshalb von Augenblick zu Augenblick wechselte und eine neue mathematische Kombination ergab. Nur er und Kuchta kannten die Formel.

In diesem Bezirk der Randständigen war Wrugal zudem der Einzige, der mit dem Telegrafen überhaupt umzugehen vermochte, die komplizierte Kürzelsprache aus langen und kurzen Signalen verstand.

Wrugal bestätigte den Empfang des Identcodes und hämmerte im Gegenzug seine Kennung in die Taste des Geräts, wobei er den Zeitmesser genau im Blick behielt.

Die Rückbestätigung erfolgte umgehend und diesmal war auch keine der kleinen Abweichungen mehr zu hören, die Wrugal anfänglich nervös gemacht hatten. Die Flut der Signale, die nun in seinem Ohr klickerten und klackten und die er mit stoischer Ruhe und doch sehr rasch auf seinem Block mitschrieb, klang so, wie Kuchta immer klang. Das aber, was Wrugal notierte, war höchst Besorgnis erregend. Die üblichen einleitenden diplomatischen Floskeln waren auf ein Minimum reduziert. Stattdessen notierte Wrugal die Worte »Katastrophe«, »höchste Verärgerung seiner Majestät« und »kriegerischer Akt«. Dann war auf einmal Schluss. Keine Schlussformel, keine Verabschiedung, sondern Schluss und das mitten im Wort.

Wrugal hämmerte auf die Taste und bat, den letzten Satz zu wiederholen.

So etwas war noch nie vorgekommen. Aber aus dem Kopfhörer drangen keine Signale mehr. Er ahnte, dass das weder an Kuchta noch an der Meldung lag. Dafür konnte es nur einen einzigen Grund geben. Die Leitung war irgendwo zwischen seiner Station und der Station im kaiserlichen Palast unterbrochen worden. Unwillkürlich hoffte Wrugal, dass der Leitungsriss auf imperialer Seite erfolgt war und nicht hier bei ihnen in der Zone des Randständigen. Das, was zu verstehen gewesen war, klang schon übel genug. Und da wäre eine auf ihrer Seite zerstörte Leitung so ziemlich das Schlimmste, was sich Wrugal ausmalen konnte.

Ihm fiel der blasierte Mann unter dem Inkognito seiner vornehmen Halbmaske wieder ein, der ihn vor langer Zeit in die Technik des Telegrafen und seiner Codes eingeweiht hatte. Er hatte ihm nicht nur erklärt, wie das Gerät funktionierte, und das versiegelte Schreiben mit dem kaiserlichen Wappen überreicht, in dem die Formel zur Berechnung des Identcodes stand, die Wrugal dann auswendig lernen musste, bevor er das Papier verbrannte. Er hatte ihn und die Ältesten auch darauf eingeschworen, immer wieder ihren Abschnitt der Leitung zu überprüfen, den Weg abzupatrouillieren, um so auf jeden Fall zu verhindern, dass die Kommunikation je unterbrochen würde.

Dann hatte er etwas von den gewaltigen Kosten erzählt, die die kaiserliche Majestät in ihrer unendlichen Güte und Großzügigkeit in diese sprechende Leitung gesteckt habe. Allein diese Summe klang für die Anwesenden so beeindruckend, dass alle vor Ehrfurcht

geschwiegen hatten und der Älteste schließlich nach einer Weile genickt und versprochen hatte, eine ständige Patrouille für die Überwachung einzuteilen.

Wrugal war sich also augenblicklich darüber klar, dass – sollte die Leitung auf ihrer Seite gerissen sein – dies eine höchst peinliche, diplomatische Verwicklung heraufbeschwören könnte.

Er war zwar nicht für die Patrouillengänge verantwortlich, aber er war der Telegrafenmeister. So konnte es leicht sein, dass man ihm die Verantwortung aufbürden würde. Er mochte sich die Konsequenzen nicht ausmalen. Aber auch ohne seine Fantasie hier übermäßig zu strapazieren, sah er sich bereits auf dem Sünderstuhl vor dem Rat sitzen. Wenn *sein* Kopf rollte, konnten vielleicht *andere* den ihren aus der Schlinge ziehen.

Mit der Ruhe war es auf einen Schlag vorbei.



Keine Küste in Sicht. Sie befanden sich über dem offenen Meer. So weit Auge und Teleskop reichten, war kein Land zu sehen. Und die Wasseroberfläche mit ihren rollenden Wellen kam immer näher. Der langsame Sinkflug hatte sich in ein beschleunigtes Abwärtsgleiten verwandelt und jetzt kam es Mrandil so vor, als stürze die LUCCRA wie ein Stein auf die stürmische Wargato-See hinab.

Als die Reparatur-Mannschaft das Leck erreicht hatte, bot sich ihr ein Bild der Zerstörung. Aus dem winzigen, kaum sichtbaren Leck, war ein riesiger Riss geworden, aus dem das Gas so rasch entwich, dass es ihnen die Luft zum Atmen raubte. In einem verzweifelten Einsatz versuchten sie, die hin und her flatternden Fetzen der Hülle notdürftig aneinander zu heften. Aber genauso gut hätten sie auch versuchen können, das entweichende Gas mit den bloßen Händen wieder einzufangen.

Und ein Unglück kommt selten allein. Denn bevor Mrandils Meldung über das Leck den Kapitän erreichte, hatte der die Schleuse zwischen hinterem und vorderem Gasbehälter öffnen lassen, um durch eine bessere Verteilung des Gases die Stabilität des Schiffes zu erhöhen. Natürlich war sofort, nachdem er von einem Leck erfahren hatte, ungeachtet der Tatsache, dass Mrandil es ihm als unbedenklich geschildert hatte, die Schleuse zwischen den beiden Behältern wieder geschlossen worden.

Aber da war es bereits zu spät gewesen. Der vordere, unten am Schiff angebrachte Großbehälter war bereits leer und im hinteren Großbehälter hatte nur noch ein Rest von vierzig Prozent gerettet werden können. Das bedeutete, die LUCCRA fuhr nur noch mit rund sechzig Prozent ihres Gasauftriebs, da die oben liegenden Behälter konstruktionsbedingt viel kleiner waren.

Ein solcher Verlust ließ sich auch nicht mehr durch das für die Dampfturbinen mitgeführte Flüssiggas ausgleichen. Selbst dann nicht,

wenn sie es komplett in die Hüllen umgeleitet hätten.

Abgesehen davon, dass so etwas ohnehin nicht möglich war. Denn ohne ihr Flüssiggas wären sie augenblicklich antriebslos und deshalb manövrierunfähig geworden.

In den Hüllen befand sich viel zu wenig Gas, um das Schiff noch in der Luft zu halten. Der Kapitän befahl zwar den Abwurf jeglichen Ballasts, aber auch das reichte nicht. Er hätte vielleicht das Schiff in der Luft halten können, wenn er angeordnet hätte, die komplette Maschinenanlage über Bord zu werfen, aber aus guten Gründen tat er dies nicht. Zum einen wäre die LUCCRA auch damit manövrierunfähig geworden und möglicherweise in Höhen getrieben worden, wo sie gefährlichen Winden zum Opfer fallen konnte. Winde, die eine Kraft entwickelten, der ein Luftschiff wie die LUCCRA nichts mehr entgegenzusetzen gehabt hätte. Es hätte sie zerrissen wie ein Blatt Papier. Zum anderen hätte ein Abbau der Maschinen, selbst wenn sich die komplette Mannschaft daran beteiligt gewesen wäre, viel zu lange gedauert. Also unterblieb auch diese aussichtslose Order.

Sie würden notwassern müssen. Und in diesem Moment raste die Wasseroberfläche auch schon mit einer Geschwindigkeit auf sie zu, dass Mrandil angsterstarrt glaubte, ihr Schiff habe mittlerweile sämtliches Gas verloren und befände sich im freien Fall.

»Jetzt!«, schrie der Kapitän. Er stand direkt neben Steuermann Hrogal, der sich verzweifelt gegen das Hebel des Höhenruders stemmte. Beherzt sprang der Kapitän hinzu und drückte ebenfalls sein ganzes Gewicht gegen das Gestänge. Wie ein Seufzer durchfuhr ein Ruck das Schiff und für einen Moment glaubte Mrandil, schwerelos zu sein.

»Alle raus hier!«, brüllte der Kapitän jetzt. »Nach oben mit euch! Alle!«

»Kapitän, Sie können das Ruder nicht alleine halten«, sagte Hrogal.

»Doch«, schrie er, »ich fixiere es, dann komme ich nach. Los, nach oben! Ihr müsst euch um die Passagiere kümmern.«

Mit einem Satz war Mrandil bei der Wendeltreppe, die zu den höher gelegenen Decks führte. Sie sah, wie die anderen hinter ihr herkletterten. Auch Hrogal.

Das Schiff schlingerte nicht, also schien es dem Kapitän tatsächlich gelungen zu sein, das Höhenruder festzuzurren. Sie fragte sich besorgt, ob der Bordarzt seinen Patienten aus der im Bauch der LUCCRA gelegenen Schiffsklinik nach oben auf ein höher gelegenes Deck hatte bringen können. War Sungur schon wieder bei Bewusstsein? Oder mussten sie ihn tragen? Mrandil nahm sich vor, sofort nach ihm Ausschau zu halten. Doch kaum hechtete sie auf das Deck, wurde das Schiff bereits von einem furchtbaren Schlag getroffen.

Der Matrose direkt hinter ihr fand keinen Halt und schlitterte schreiend über die Planken, um schließlich mit voller Wucht gegen einen Pfosten zu krachen. Wimmernd blieb er dort liegen. Hrogal konnte sich mit letzter Kraft am Geländer der Treppe festhalten.

»Alle hier rüber!«, schrie Mrandil, als sie sah, dass niemand sich um die durcheinander wirbelnden Passagiere kümmerte. Doch das Schlimmste war erst einmal vorbei. Draußen, nur wenig unterhalb der Fenster, sah sie die Gischt der Wellen, die gegen die Hülle des oberen Gasbehälters schlugen. Der Auftrieb reichte nicht mehr für die Fahrt durch die Luft, aber für das Wasser reichte es.

»Wo bleibt der Kapitän?«, rief sie und blickte auf den schmalen Ausstieg der Wendeltreppe. Hrogal drehte sich wortlos um und stieg wieder hinab. Dann hörte man es klatschen. Mrandil rannte ebenfalls zur Treppe und sah, dass das Wasser bereits im Treppenaufgang stand. Aber es stieg nicht höher. Nur noch ein Viertel der Treppe war zu sehen, der Rest lag schon unter der Wasseroberfläche. Hrogal schien abwärts getaucht zu sein. Luftblasen stiegen auf und zerplatzten. Mrandil überlegte kurz, ob sie dem Steuermann folgen sollte.

In diesem Moment tauchte Hrogal prustend wieder auf.

»Helfen Sie mir!«, rief er Mrandil zu, die ihm entgegeneilte. Er hob einen leblosen Körper aus dem Wasser. Sie sah, es war der Kapitän.

Mrandil bekam ihn unter den Achseln zu fassen und zog den schweren Mann ächzend ganz aus dem Wasser heraus. Zwei Matrosen sprangen hinzu und halfen. Gemeinsam gelang es ihnen den Kapitän auf die Dielen des oberen Decks zu legen. Ein Schatten beugte sich über sie. Der Bordarzt schob Mrandil sanft zur Seite. Dabei bemerkte sie aus den Augenwinkeln, dass Sungur auf einer Bank lag, eingewickelt in eine Decke. Er schlief offenbar. Erleichtert atmete sie aus. Doch dann hätte sie sich beinahe verschluckt.

»Er ist tot«, sagte der Bordarzt. Wie Feuer durchfuhren Mrandil diese Worte. »Unser Kapitän ist tot«, wiederholte er leise.

»Er hat es geschafft, das Schiff im besten Aufschlagwinkel, der ihm noch möglich war, auf die Wasseroberfläche zu setzen«, sagte Hrogal. »Entweder ist er direkt durch den Aufprall getötet worden oder im eindringenden Wasser ertrunken.«

»Viele von uns, vielleicht wir alle, würden jetzt nicht mehr leben, wenn er nicht die Stellung unten in der Steuerkanzel gehalten hätte«, sagte Mrandil.

Wie ein riesiges Schlauchboot schwamm die LUCCRA oder das, was von ihr übrig geblieben war, auf dem Wasser. Antriebslos und ohne Steuerung. Doch damit sollten die Probleme der Überlebenden erst anfangen.

*

Da schönes Wetter war, hatte Wrugal seinen Ruschtu in das weitläufige, umzäunte Gelände hinter der Hütte gelassen, damit das Tier dort grasen konnte und Auslauf hatte.

Jetzt, als er ihn dringend benötigte, hatte sich der Rennvogel irgendwo in der hintersten Ecke des Auslaufs versteckt und kam auch

auf die Rufe und Pfiffe Wrugals nicht zum Vorschein. Fluchend sprang er über den Zaun und lief den Hügel hinauf.

Endlich – dort hinten in der kleinen Senke erschien ein müde blinzelnder kleiner Kopf und lugte über den Grasrand. Wrugal pfiff erneut so laut er konnte. Der faltige, unbefederte Kopf schob sich etwas höher und blickte seinen Herrn jetzt mit unverhohlener Neugierde an.

»Ja, los! Nun mach schon …«, rief der Telegrafenmeister und klopfte dabei auf seine Schenkel.

Der Kopf, der von einem breiten, blauen Schnabel und zwei kreisrunden, großen Augen dominiert wurde, fuhr ein weiteres Stück in die Höhe. Dem teleskopartigen, langen Hals folgte ein robuster, flügelloser mit dichtem Flaum bewachsener Körper, der von zwei kräftigen Beinen getragen wurde. Als der Ruschtu sich endlich aufgerichtet hatte, überragte er Wrugal um einiges. Nun wurden auch die dünnen, aber zähen Vorderbeine sichtbar, die im Gegensatz zu dem kräftigen hinteren Beinpaar nicht in vierzehigen Krallen endeten, sondern jeweils nur drei fingerartige, mehrfach gegliederte Zehen aufwiesen, mit denen sich der Ruschtu in die feinsten Felsspalten und Ritzen klammern konnte, weshalb diese Tiere seit Urzeiten bei den Randständigen zu den beliebtesten Reittieren zählten, da sie auch im Gebirge von größtem Nutzen waren.

Geschickt schwang sich Wrugal auf den Rücken des Tieres, das keinen Sattel benötigte, da eine anatomische Besonderheit darin bestand, dass oben auf dem hinteren Teil des Rückens eine regelrechte Sitzkuhle ausgeformt war, vor der ein länglicher, mit empfindlichen Nerven versehener Knorpelzapfen direkt aus der Wirbelsäule herausragte, den der Reiter in die Hand nahm und mit dem man – nach einer gemeinsamen Lernphase – das Tier steuern konnte. Die meisten – so auch Wrugal – lehnten sich in dem bequemen, natürlichen Sessel so weit wie möglich zurück, umfassten den »Steuerknüppel« mit einer Hand und platzierten die Beine so nach vorne, dass sie leicht angewinkelt auf den Schultern über den Vorderbeinen Halt fanden.

Sie hatten einen weiten und hoffentlich ergebnislosen Weg vor sich, auf dem sie möglicherweise die ganze Telegrafenleitung bis dorthin entlangreiten mussten, wo sie ins Meer verschwand. Gut ein bis anderthalb Tarus würde das Unternehmen dauern. Ohne allerdings die in dieser Zeiteinheit sprachlich implizierte Ruheperiode wahrnehmen zu können.

Glücklicherweise waren Ruschtus robuste und genügsame Tiere, die auch in den fernen Salzwüsten von Grindal eingesetzt wurden. Sicherheitshalber hatte Wrugal den Ruschtu zusätzlich mit einer Reihe von Gepäckstücken beladen. Man wusste ja nie. Ein Bündel Kabel, eine mobile Kleinstation, die sich unterwegs an die Leitung ankoppeln ließ, Werkzeug und einige Vorräte für ihn und das Tier, falls sie länger in den unwirtlichen Regionen des Hochgebirges bleiben mussten, das sich am Horizont vor seinen Augen abzeichnete.

Die schmale Hügelkette hinter seiner Station, die seine Heimatbucht

umschloss, hatte er rasch hinter sich gelassen und erwartungsgemäß keinerlei Beschädigung der Leitung entdecken können. Bevor es nun an den Aufstieg ins Gebirge ging, galoppierten sie in raschem Tempo durch eine sanft geschwungene Hochebene. Die Leitung und die Masten waren, so weit das Auge reichte, in Ordnung.

Viel später, sie hatten die Hochwälder bereits hinter sich gelassen, zeigte der Ruschtu noch keinerlei Anzeichen von Ermüdung, von Erschöpfung ganz zu schweigen. Ganz anders dagegen fühlte sich Wrugal. Auf ihn hatte das eintönige Geschaukel eine einschläfernde Wirkung.

Aber er durfte nicht schlafen. Es war nicht nur gefährlich, sondern er konnte auch die Stelle übersehen, wo das Kabel gerissen war. Sie waren jetzt in den Bergen und kamen wegen der vielen steilen Auf- und Abstiege nur noch langsam voran. Gerade bei Steilhängen musste man sich schon gut festhalten, um nicht aus dem natürlichen Sattel zu gleiten und in einer der tiefen Schluchten zu Tode zu stürzen.

Jetzt wurde seine Aufgabe, die er immer noch unablässig verfluchte, zu einer echten Herausforderung. Einerseits musste Wrugal den gerade vor ihnen liegenden Pfad vor Augen haben, der sich nicht selten in scheinbar glatten und steilen Felswänden verlor. Andererseits blickte er in raschem Wechsel nach oben, um die Leitung zu sehen. Obwohl das Auge Gottes allen Lebewesen unablässig sein Licht und seine Wärme schenkte, wurde es, je höher sie kamen, immer kälter.

Er hatte noch ein oder zwei Decken mitnehmen sollen, dachte Wrugal, während er sich Armen und Oberkörper rieb und gleichzeitig versuchte, an Rücken und Beinen so viel Wärme von seinem erhitzten Reittier abzubekommen wie möglich. Der Ruschtu fror natürlich nicht, da er in ständiger Bewegung war.

Der Hochpass, durch den die Leitung führte, brachte ein wenig Linderung, da der Wind von den Steilwänden, die sich nun beiderseits erhoben, abgehalten wurde. Fast zum Greifen nah erschienen Wrugal die schneebedeckten Berggipfel. Er war froh, den höchsten Punkt jetzt endlich erreicht zu haben. Doch er wusste, dass der Abstieg noch einige tückische Stellen für sie bereithielt.

Vor dem eigentlichen Abstieg aber kam noch die Brücke über die Schtakass-Schlucht. Ein fragiles Gebilde aus Holz und Flechtwerk, das im Wind hoch über den Felszähnen schwankte, die aus dieser großen Höhe am Grund der Schlucht aussahen wie Nadelspitzen, und zwischen denen mit tobender Gischt der Schtakass in Kaskaden Richtung Meer schoss.

Wrugal musste absteigen. Nicht weil die Brücke ihn und den Ruschtu nicht getragen hätte. Schließlich wurden ganze Karawanen hier herübergeführt. Sondern weil die Telegrafenleitung seitlich an der Brücke befestigt war. Er gab dem Tier einen Klaps, um ihm zu bedeuten, vorneweg zu laufen. Währenddessen ging er zu Fuß über die schwankenden Holzplanken, das Kabel ununterbrochen im Bück.

Wenn es irgendwo gerissen war, dann am ehesten hier, wo es

zusammen mit der Brücke extremen Witterungsschwankungen und heftigen Stürmen ausgesetzt war. Zu beiden Seiten der Brücke gab es eine Art Handlauf, der aus dicken Stricken bestand. Aber tatsächlich wäre es leichtsinnig, wollte man sich rechts oder links daran festhalten, da die Seile viel zu weit außen verliefen. Die Stricke zwischen den Handläufen und der Seilkonstruktion, auf der sich die Bodenbretter befanden führten wie bei einem Trichter auseinander. Erwischte einen hier eine heftige Sturmböe und blies einen von den Beinen, dann konnte man nur noch beten, dass man einen der Stricke zu fassen bekam. Doch es gab Stellen, wo man sich zu zweit oder dritt hintereinander hätte auf die Brücke legen können, ohne dass dort solch eine Querverbindung gewesen wäre.

Unter diesen Umständen wäre Wrugal am liebsten auf dem Rücken seines Ruschtus sitzen geblieben. Denn er wusste, dass die Tiere mit einer schlafwandlerischen Sicherheit und vor allem viel schneller, als es ihm zu Fuß möglich war, über derartige Konstruktionen eilen konnten. Und er wusste natürlich genau, dass die beiden nutzlosen äußeren Seile den Reisenden, die die Brücke überqueren mussten, nur ein vages Gefühl von Sicherheit vermitteln sollten, aber nicht wirkliche Sicherheit gewähren konnten. Doch weil hier die Möglichkeit in hohem Maße gegeben war, dass die Leitung gerissen war, blieb ihm nichts anderes übrig, als ihren Verlauf genauestens zu inspizieren.

Er hatte keine Angst vor großen Höhen, das war Randständigen die zwischen Meer, Steilküste und Gebirge aufgewachsen waren, fremd. Dennoch spürte er jede Bewegung der Bretter unter seinen Füßen und sein Unbehagen wuchs mit jedem Schritt. Die Tritte des Ruschtus, der bereits auf der gegenüberliegenden Seite stand und auf ihn wartete, hatten die Brücke zusätzlich in Bewegung versetzt.

Aber er durfte sich keine Hast leisten, sondern musste mit seinem Blick jedes Stück des Kabels verfolgen. Kurz warf er einen Blick nach vorn, um das verbleibende Stück Weges über die Planken der Brücke abzuschätzen, da bewegte sich das Brett, auf das er gerade trat, in unerwarteter Weise.

Es klappte nach unten weg.

Wrugal hielt erschrocken den Atem an, schrie aber nicht.

Er ruderte mit den Armen und verlor endgültig das Gleichgewicht. Über das fast senkrecht stehende Brett rutschte er nach unten. Verzweifelt suchten seine Hände nach Halt. Automatisch hatte er seine Krallen ausgefahren, die kratzten aber nur wirkungslos über das von tausenden von Schritten spiegelblank geschliffene Brett. Sein Blick fiel nach unten. Die tosenden Wassermassen des Schtakass dröhnten bis zu ihm herauf. Wie ein gefräßiges Maul ragten die nadelspitzen Felszähne aus den Wasserwirbeln heraus, umspült von Gischt, die aussah wie der Geifer der Gier.

Wrugal spürte, wie er endgültig jeglichen Kontakt zur Brücke verlor und sah sich in die Tiefe stürzen. Tatsächlich stürzte er in genau diesem Augenblick. Aber nur ein Stück, dann riss es ihm fast den Arm aus

dem Schultergelenk. Eine seiner Hände hatte die Leitung zu fassen bekommen. Er umklammerte das tote Kabel, das ihn erst zu diesem Weg veranlasst hatte.

Du bist tot, dann rette wenigstens mir das Leben!, schoss es ihm durch den Kopf.

Er bekam das Kabel auch mit der zweiten Hand zu fassen. Doch das verbesserte seine Lage nur unwesentlich. Jetzt hing er über dem Abgrund und das, woran er hing, löste sich gerade mit schnalzenden Lauten aus den Verankerungen, mit denen es an der Brücke befestigt war. Ruckartig ging es ein weiteres Stück abwärts.

Wrugal sah mit schreckgeweiteten Augen, dass er ausgerechnet jetzt die Stelle gefunden hatte, an der das Kabel gerissen war. Kurz hinter der Brücke auf der gegenüberliegenden Seite, die er noch nicht erreicht hatte. Die er nie mehr erreichen würde. Denn immer schneller rissen jetzt die kleinen Schnüre, mit denen die Telegrafenarbeiter die Leitung an der Brücke befestigt hatten. Und es war nur noch eine Frage weniger Herzschläge, bevor sich das Kabel ganz losreißen und ihn mit mächtigem Schwung gegen die Felswand krachen lassen würde. Spätestens dann, so war ihm auf erschreckende Weise klar, würde er sich nicht mehr halten können. Vielleicht war das Schicksal gnädig mit ihm und er verlor schon beim Aufprall gegen die Felswand das Bewusstsein. Längst baumelte er tief unterhalb der Brücke und gleich würde sich die letzte Verankerung lösen, die das abgerissene Ende des Kabels noch mit der Seilkonstruktion der Brücke verband. Der entstehende Schwung würde die restlichen Verankerungen in rasender Geschwindigkeit zerreißen, da diese kleinen Schnüre, mit denen man das Kabel befestigt hatte, niemals dazu gedacht gewesen waren, einen so schweren Brocken wie Wrugal halten zu müssen.

Direkt über ihm tauchte ein kleiner, runder, faltiger Kopf auf, der von einem breiten blauen Schnabel beherrscht wurde. Der Ruschtu legte den Kopf leicht schräg und beobachtete ihn neugierig mit seinen großen, runden Augen. Sollte dieser Blick das Letzte sein, was er in seinem Leben zu sehen bekam?

In diesem Augenblick riss die letzte Verankerung.

*

Seit einigen Stunden stolperten sie bereits in Polnähe des Planeten herum. Aus ihrer Perspektive waren die gigantischen Hieroglyphen nicht mehr als solche zu erkennen. Hier auf dem fein säuberlich bearbeiteten Felsboden stellten sie nur ein lästiges Hindernis bei der Fortbewegung zu Fuß dar. Denn so weit das Auge reichte durchzogen höchstens knietiefe Gräben oder entsprechend hohe Erhebungen die Landschaft. Natürlich war von ihrem Standort aus auch die konische Form des gigantischen, kreisrunden Kraters nicht auszumachen. Dafür war er in seiner viele tausend Kilometer messenden Ausdehnung einfach zu groß und die aus dem All messbare Vertiefung zur Mitte hin

mit gerade einmal einhundert Kilometern kaum erkennbar.

Dana Frost kam es in ihrem Raumanzug so vor, als laufe sie über eine völlig ebene Fläche, die nur von den beschriebenen Strukturen unterbrochen wurde. Inzwischen hatte sich die kleine Truppe, mit der sie auf Schmetzer 23 gelandet war, schon beinahe häuslich auf dieser kargen, abstoßenden Welt ohne Atmosphäre und – abgesehen von den Bodenerhebungen – komplett reizarmen Umgebung eingerichtet. Abseits von der L-1 waren im Modulbauverfahren zwei Kuppeln errichtet worden. Eine, in der sie lebten, die andere für das umfangreiche wissenschaftliche Arsenal.

Beide Kuppeln waren mit atembarer Atmosphäre geflutet worden und verfügten über entsprechende Luftschleusen. Zusätzlich verband sie ein Schlauch, um den Menschen zu ermöglichen, ohne Raumanzug zwischen den beiden Bereichen hin und her zu wechseln. Aus Sicherheitsgründen befanden sich dennoch an beiden Eingängen zu dem Verbindungsschlauch kleine Schleusen.

Dana Frost sehnte sich mittlerweile nach ihrem Schiff zurück. Hier auf dieser Welt würde sie sich niemals heimisch fühlen, zu kalt und lebensfeindlich und vor allem ohne jede Abwechslung bot sie sich dar, trotz der ungeheuren Entdeckung, die sie gemacht hatten. Auf Grund der räumlichen Enge in den Kuppeln gab es für das kleine Landungsteam abgesehen von der winzigen Hygienekabine nur eine einzige Rückzugsmöglichkeit, wenn man mal alleine sein wollte. Dann hieß es rein in den Raumanzug und draußen über die endlose Ebene mit ihren Vertiefungen laufen. Dabei galt der Befehl, den sie selber ausgegeben hatte, dass man sich alleine nicht außerhalb der Sichtweite der Scheinwerfer und der automatischen Kameras der L-1 begeben durfte. Zudem hatte man ständig die Funkkanäle der anderen im Helm. Mit anderen Worten, es gab kein Entrinnen, man war nie allein, von Ruhe ganz zu schweigen und das auf einer riesigen, toten Welt.

Inzwischen hatten sie auch weite Teile des Kraterrandes mit der L-1 besucht. In der ganzen erschreckenden Monotonie des Alltags, der nur aus wissenschaftlicher Datenerhebung und ewigen Messungen bestand, eine aufregende Abwechslung, sahen sie hier doch ein Stück weit den Planeten in seinem ursprünglichen Zustand. Eine Art Dunkelwüste mit gewaltigen Gebirgszügen und weiten von großen Felsbrocken übersäten Ebenen. Nichts deutete darauf hin, dass hier einmal irgendetwas gelebt hatte.

Selbst so untrügliche Zeichen wie ehemalige Flusstäler, die man selbst auf Methanwelten antraf, gab es auf Schmetzer 23 nicht. Abgesehen von der astro-archäologischen Entdeckung der gigantischen Pol-Hieroglyphen schien alles darauf hinzuweisen, dass die von Professor Schmetzer durchgeführte Exploration keine der insgeheim erwarteten Resultate zu Tage fördern würde. Bisher waren keine Anhaltspunkte für das Vorhandensein »abweichender Elemente«, wie sich der Professor ausdrückte, gefunden worden. Andererseits aber auch kein Hinweis, der die Masse-Anomalie erklären würde.

Beim Gestein handelte es sich um leicht eisenhaltige Granite. Irgendwelche Einschlüsse fremdartiger Substanzen waren ihnen bis dato nicht untergekommen. Vulkanische Aktivitäten waren nirgendwo mehr nachweisbar.

Dieser Planet musste tatsächlich sehr alt, er musste uralt sein. Dennoch gab er ihnen viele Rätsel auf. Denn irgendwo tief in seinem Inneren musste sich noch ein glühender Rest Magma befinden, ansonsten wären die Temperaturmessungen nicht erklärbar, die doch deutlich über dem absoluten Nullpunkt lagen.

Wie ein Stück Holzkohle, das verglüht … dachte Dana Frost, während sie in ihrem Raumanzug in Sichtweite der L-1 herumstapfte.

Sie war nicht die Einzige, die sich nach draußen begeben hatte. Hinter dem langen Schlagschatten, den eine der beiden Kuppeln warf, kam eine unförmig wirkende Gestalt hervor und winkte, als sie Dana entdeckte.

Dana Frost wusste, dass auch sie nicht viel anders aussah in diesem Raumanzug, der für die Schwerelosigkeit des Weltalls ebenso ausgerüstet war, wie für den Einsatz auf einem Planeten ohne atembare Atmosphäre.

Es handelte sich um einen so genannten leichten Anzug, der über Servomotoren und entsprechende Sensoren verfügte, die eine Fortbewegung auch unter erschwerten Bedingungen möglich machten und den Umgang mit dem Eigengewicht des Anzugs erleichterten.

Eine Reihe von Raketendüsen verliehen ihm zudem im All eine gewisse Manövrierbarkeit. Ein Antigravantrieb wäre für so einen Anzug zu groß gewesen, weshalb er mit einer konventionellen, fast altmodischen Technik ausgestattet war.

Integrierte Survival-Sets ermöglichten im Notfall für einige Tage das Überleben und eine rasche Ortung. Zuerst würde der Sauerstoff ausgehen, der naturgemäß den größten Platz beanspruchte.

Die Bedienung der Anzüge bedurfte einer intensiven Schulung und viel Erfahrung, weshalb Zivilisten wie Professor Schmetzer nur eine »abgespeckte«, vor allem unbewaffnete Version benutzen durften. Ihm stand eine speziell für wissenschaftliche Untersuchungen entwickelte Variante zur Verfügung, in deren Funktion er sich fluchend und murrend während des Fluges hatte einweisen lassen.

Auch Bruder William trug eine so genannte Zivilversion. Er war es, der sich Dana näherte.

»Sie kommen mir gerade recht«, sagte Dana, »sind Sie beschäftigt oder haben Sie etwas Zeit?«

»Zeit?«, erklang lachend Bruder Williams Stimme aus dem Helmlautsprecher neben Danas Ohr. »An diesem Ort scheint gerade Zeit überreichlich zur Verfügung zu stehen. Aber … was lehrte schon der weise Lao Tse?«

»Verraten Sie es mir, ich weiß es nicht.«

»Von allen Feinden, denen du in deinem Leben begegnen wirst, ist die Zeit dein furchtbarster Gegner. Denn ihr engster Verbündeter ist

der Tod.«

»Ah – interessant, Bruder William. Ich fürchte Ihr Lao Dings hat Recht.«

»Lao Tse, Dana.«

»Kommen Sie William. Ich leide unter Untätigkeit, Heimweh nach der STERNENFAUST, akutem Bewegungsmangel und dergleichen. Zu zweit können wir uns etwas weiter vorwagen, als allein.«

»Und zwei Helmscheinwerfer beleuchten mehr als einer«, fügte William noch hinzu.

Schon nach wenigen Schritten hatten sie das scharf ausgeleuchtete Areal ihres Forschungs- und Landeplatzes verlassen, da schaltete sich plötzlich eine dritte Stimme in ihr Gespräch ein.

»Bitte, nehmen Sie mich mit.«

»Dr. Schmetzer. Haben Sie nichts zu tun?«, antwortete Dana mit einem leisen Seufzen.

»Doch Commander, aber denken Sie auch ein Wissenschaftler braucht mal eine Pause und wenn Sie sich hier ein Stück weiter wegbewegen, könnte ich dieses verdammte Gefühl loswerden, in einem Gefängnis ohne Mauern und Gitter zu sitzen.«

»Dem Gefängnis können Sie hier auf Ihrer Welt nicht entrinnen«, sagte Bruder William.

»Egal«, sagte Dana, »kommen Sie mit.«

In Wirklichkeit war Schmetzer der Letzte, den sie auf ihrem »Spaziergang« dabeihaben wollte, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn vor den Kopf zu stoßen. Außerdem musste sie natürlich die ganze Zeit damit rechnen, dass ihre kleine Unterhaltung auch von anderen mitangehört wurde. Man war hier einfach nicht allein. Niemals.

Ein schwankender Lichtkreis näherte sich ihnen und dann setzten sie ihren Weg zu dritt fort. Eine Zeit lang stiegen sie schweigend über die Erhebungen der fremdartigen Schriftkonturen hinweg bis der Lichtdom ihres Lagers immer kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Die Spalten zwischen den Hieroglyphen-Linien wurden langsam immer ausgeprägter.

»Diese tiefen Gräben, das bedeutet nach den Messungen, die wir noch beim Landeanflug gemacht haben, dass wir uns jetzt dem Nordpol dieses Planeten nähern müssen«, murmelte Bruder William mehr zu sich selbst. Aber durch den offenen Funkkanal bekamen natürlich Dana und Schmetzer die Überlegungen des Christophorers mit.

»Dort!«, rief auf einmal Professor Schmetzer und sein deutlich hörbarer heftig gehender Atem zeigte, dass er sich gerade zu Tode erschrocken hatte.

»Was«, rief Dana und eilte mit ein paar Schritten zu ihm. Auch William war sofort da.

»Da … da vorne, hinter der Biegung …«

Der Professor zeigte mit seinem Arm. Dort jedoch war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Der ausgestreckte Arm des Professors aber

vibrierte trotz der Umhüllung durch den Raumanzug, der nicht in der Lage war, sein heftiges Zittern abzudämpfen.

»Da war jemand …«, stammelte er nun, »etwas … hat sich da bewegt …«

»Kommen Sie, William«, sagte Dana entschlossen und ging auf die Biegung innerhalb der labyrinthähnlichen Gänge zu. William folgte ihr und als die beiden um die Ecke bogen, rannte ihnen auch der Professor nach.

Nichts. Es war nichts zu sehen.

Hat Schmetzer eine Halluzination gehabt? überlegte Dana.

»Aber ich habe mir das doch nicht eingebildet«, rief der Professor.

Mittlerweile waren die Gräben zwischen den hieroglyphenartigen Riesenbuchstaben so tief, dass sie wie hohe Mauern wirkten. Längst konnte man nicht mehr darüber hinweg sehen.

Vorsichtig gingen sie weiter. Aber sie fanden trotz sorgfältiger Suche nichts, was die seltsame Erscheinung, die der Professor gehabt hatte, erklären konnte.

»Machen wir uns auf den Rückweg«, sagte Dana schließlich und vermied auszusprechen, dass labilen Charakteren unter bestimmten Umständen und dazu in ungewohnter Umgebung schon häufiger irgendwelche »Sternengeister« erschienen waren.

»Halt. Da war was!«

Bruder William war vorausgegangen und blieb plötzlich stehen.

Nicht er auch noch … dachte Dana, doch dann stockte auch ihr der Atem.

Dort war tatsächlich etwas gewesen. Nun hatte sie selbst einen Schatten gesehen, der um eine Ecke gehuscht und sofort wieder verschwunden war. Viel zu schnell, um überhaupt etwas Genaueres erkennen zu können.

»Das gibt es doch nicht«, sagte sie und rannte so rasch es ging zu der Stelle, wo sie nun zu dritt gerade noch irgendetwas hatten vorbeihuschen gesehen.

»Da vorne«, rief sie, als sie als Erste um die Ecke bog. Für einen Moment konnte sie das Ding deutlicher sehen. Es war kugelförmig und nicht gerade klein.

Sie rannten weiter, doch als sie um die nächste Biegung kamen, war der vor ihnen liegende kleine »Platz« von der Größe eines Hinterhofs leer. Immer wieder erweiterten sich die geheimnisvollen Zeichen zu größeren Flächen. Von dem vor ihnen liegenden Platz gingen mehrere schmale »Wege« und eine breitere »Straße« ab.

Mit ihren Helmscheinwerfer leuchteten sie über den Platz und in alle abgehenden Wege hinein.

»Da!«, rief Schmetzer.

Tatsächlich war im Schatten der breiten Straße das kugelförmige Ding von gut anderthalb Metern Durchmesser zu sehen. Der Wissenschaftler setzte sich zielstrebig in Bewegung.

»Halt Professor«, rief Dana, doch der Mann winkte nur ungeduldig

ab.

»Das muss man doch näher untersuchen«, knatterte Schmetzers Stimme in ihrem Helmlautsprecher. Dana und William eilten ihm nach.

»Halt!«, rief sie noch einmal. »Wir wissen doch überhaupt nicht, ob dieses …«

Weiter kam sie nicht.

Denn in diesem Augenblick begann sich auf einmal die Welt um sie herumzudrehen. Sie hörte noch, wie auch Schmetzer und Bruder William voller Panik aufschrieen. Der Boden verschwand unter ihren Füssen und im gleichen Augenblick fühlte sie sich von dem scharf gebündelten, gleißenden Licht eines Helmscheinwerfers erfasst.

Zuerst hatte sie es gar nicht richtig bemerkt, doch dann dämmerte es ihr. Sie fiel. Sie fiel ins Bodenlose. Jetzt begann auch Dana zu schreien.

*

Sie hatten jegliches Zeitgefühl verloren. Mrandil wusste nicht mehr zu sagen, seit wie vielen Rutan-Zyklen sie bereits mit dem Wrack der LUCCRA in der Wargato-See schwammen.

Noch schlimmer als der Verlust des Zeitgefühls aber, war die völlige Orientierungslosigkeit.

Rings um sie herum war nichts als Wasser. Keine Küstenlinie zeichnete sich irgendwo an der Horizontwölbung ab. Die Motoren waren ausgefallen und allmählich, das hatte ihr der Küchenmeister zugeflüstert, wurden auch die Vorräte knapp. Vor allem das Trinkwasser.

Nur eine einzige positive Entwicklung war eingetreten. Sungur war nach einem heftigen Fieberanfall, der alle in äußerste Sorge versetzt hatte, rasch wieder genesen. Die Schnittwunden an seinem Körper heilten schnell und sein dichtes Fell würde schon bald die Narben überdecken.

Damit hatten sie nur zwei Todesopfer zu beklagen, immer noch zwei zu viel. Aber angesichts der Umstände hätten es wesentlich mehr werden können. Doch nun fürchtete Mrandil, dass der Tod bei seiner Ernte nur eine kleine Pause machte.

Außer dem Kapitän war eine Passagierin beim Absturz ums Leben gekommen, die ihre Kabine im Rumpf der LUCCRA nicht rechtzeitig verlassen hatte, weil sie – so der für sie zuständige Steward – noch unbedingt nur die »wichtigsten Kleinigkeiten« hatte zusammenpacken wollen. Durch den Wassereinbruch im unteren Teil des Schiffes war sie mitsamt ihrem Schmuck und den anderen Preziosen, die sie noch hatte retten wollen, ertrunken.

Der Steward hatte zwar noch versucht, ihre Kabinentür zu öffnen, aber es war zu spät gewesen.

In einer ergreifenden Zeremonie hatten sie noch während des ersten Rutan ihrer Notwasserung die beiden Leichen den gefräßigen Fluten

der Wargato-See übergeben.

Immer noch versuchte Hrogal, der Steuermann – er hatte seit dem Tod des Kapitäns die Kommandogewalt inne – mit Hilfe einiger Maschinisten und Matrosen einen provisorischen Motor herzustellen, der sie wieder manövrierfähig machen würde. Bisher ohne Erfolg.

Dabei hatten sie Glück im Unglück. Die oberen Gasbehälter waren noch intakt und ihr Auftrieb reichte, um die oberen Decks, den Ausguck und die Aussichtsplattform der LUCCRA wie ein gewaltiges Schlauchboot auf den endlosen Weiten der Wargato-See treiben zu lassen.

Noch schien das stark salzhaltige Meerwasser den Hüllen nichts anhaben zu können. Aber wie lange noch, das war nur eine der sorgenvollen Fragen, die Mrandil umtrieb. Eine andere war der Zustand der Passagiere. Auf weniger als der Hälfte des ohnehin nicht überreichlichen Platzes zusammengepfercht hatte schon so mancher angesichts von Enge, verlorenen Gegenständen oder anderer Unbequemlichkeiten die Nerven verloren.

Es war schon erstaunlich, wie schnell die Standes- und Klassenunterschiede mit ihren zahllosen Regeln und Vorschriften in sich zusammenfielen. Jeder hoffte zwar, dass sie bald von einem der anderen Luftschiffe der kaiserlichen Flotte gesichtet und gerettet würden, immerhin hatten sie fast sämtliche Sturmgleiter nach der Wasserung in regelmäßigen Abständen mit Notrufen absetzen können, aber da sich fast alle Instrumente zur Bestimmung von Lage, Höhe und Geschwindigkeit in den unteren Teilen der LUCCRA befanden und beim Aufprall auf dem Wasser entweder direkt zerbrochen oder verloren gegangen waren oder durch das eindringende Wasser nun unbrauchbar wurden, konnten sie schon kurz nach dem Absturz keine zuverlässigen Angaben mehr zu ihrer Position machen, die sie in ihren Sturmgleiter-Botschaften angeben konnten.

Nur das immer währende, unbewegliche Auge ihrer Zentralgottheit Raral sah auf sie herab. Gleißend und blendend schien der Gott neugierig zu sein, wie sie mit ihrer Notlage fertig werden würden, denn seit sie auf dem Meer trieben, hatte noch keine einzige Wolke seinen Blick verschleiert.

»Segel!«

Die hohe, noch jungenhafte Stimme Sungurs riss Mrandil aus ihren Träumen. Mit einem Schlag war sie wieder hellwach. Den anderen – egal ob zu den Passagieren oder zur Mannschaft gehörend – ging es genauso. Doch nur wer über so scharfe Augen wie Sungur verfügte, konnte die winzigen dunklen Spitzen in der Ferne bereits ausmachen. War das Blickfeld senkrecht nach oben zum Auge Rarals zwar ungetrübt und frei, so galt dies nicht für die endlosen Weiten der Wargato-See, deren weiterer Verlauf nach einer Strecke von fünf bis zehntausend Sprüngen mit schöner Regelmäßigkeit hinter einem dunstigen Schleier verschwand – Nebelschwaden des verdunstenden Meerwassers, das in der Ferne – wie es schien – immer dichter war, als

dort, wo man sich selber gerade befand. Eine optische Täuschung, das wusste Mrandil. Doch dann erkannte auch sie die spitzen, dreieckigen Segel, die sich dem Wrack der LUCCRA näherten.

Die plötzlich ausbrechende Fröhlichkeit angesichts nahender Rettung erstarb ebenso schnell, wie sie aufgeflackert war.

»Es sind typische Schiffe der Randständigen«, flüsterte Sungur und Mrandil nickte nur. Doch seine Heimlichkeit war unnötig, denn auch unter den anderen hatte sich diese Entdeckung bereits herumgesprochen.

»Sie werden uns alle umbringen!«, schrie eine Passagierin und Mrandil erkannte, dass es sich um eine der zahllosen Neben-Prinzessinnen des kaiserlichen Hofes handelte.

»Bitte, gnädige Frau. Regen Sie sich nicht auf«, versuchte der Steuermann zu beschwichtigen, »nicht alle Barbaren sind Mörder.«

»Aber die meisten«, entgegnete ein würdig dreinblickender Alter, dessen mächtiger, weißer Backenbart sein Gesicht umrahmte. »Ich war vor vielen Zyklen befehlshabender Oberst der kaiserlichen Brigade Markass. Sie wissen, was das bedeutet?«

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

So alt wie der Oberst war, überlegte Mrandil, konnte er ohne weiteres bei der ersten Schtukuhl-Offensive dabei gewesen sein.

»Ich kenne diese Burschen. Man kann ihnen nicht trauen!«, fuhr der Oberst a.D. fort. »Und spätestens, wenn sie herausbekommen, wer ich bin, ist nicht nur mein Leben, sondern auch das meiner Begleiter nichts mehr wert.« Mit den letzten Worten hob er seinen Arm und beschrieb mit ihm langsam einen Kreis. Diese Geste schloss jeden an Bord ein.

»Von uns erfahren Sie nichts, Sir«, sagte Hrogal.

»Glauben Sie, darauf kann ich vertrauen«, fauchte der Alte, »und glauben Sie, ich vertraue vor allem denen da …« Er wies aufs Meer hinaus, wo die Segel allmählich größer wurden. »Vielleicht ist schon auf einem der Schiffe ein älteres Besatzungsmitglied, das sich erinnert und mich erkennt …«

»Was wollen Sie tun, Sir?«, fragte Hrogal.

»Das will ich Ihnen sagen, Steuermann«, erwiderte der ehemalige Oberst. »Wenn ich recht informiert bin, haben wir im oberen Teil der LUCCRA noch ein funktionierendes Geschütz und Munition. Wir werden den randständigen Barbaren einen heißen Empfang bereiten.«

»Das können Sie nicht tun!«, schrie Sungur. »Die Schiffe kommen, um uns zu helfen …«

»Wer hat dich nach deiner Meinung gefragt, Junge. Wir mögen dir zwar das Leben verdanken, wenn es stimmt, was der Steuermann und diese Offizierin über dich erzählen, aber von den Randständigen weißt du nichts! Also schweig.«

»Wenn Sie unsere Retter unter Feuer nehmen, dann bringen Sie *uns* um«, rief Sungur, ohne sich einschüchtern zu lassen.

»Sie haben keine Befehlsgewalt über dieses Schiff, Sir …«, sagte Hrogal.

»Wissen Sie, was Sie damit sagen, Mann«, schrie jetzt der Alte. »Ich bin Oberst a.D. der kaiserlichen Streitkräfte, aber ab sofort bin ich wieder im Dienst. Und glauben Sie mir, wenn wir diese Geschichte hier überleben sollten, werde ich dem Kaiser persönlich berichten. Über so eine Möglichkeit verfügen Sie nicht!«

Hrogal stellten sich alle Haare auf, denn er wusste nur zu gut, dass der ehemalige Oberst ihn und seine Karriere mit einem einzigen Wort am Hof vernichten konnte. Aber er war sich auch bewusst, dass keiner von ihnen einen Angriff auf die Schiffe überleben würde.

»Sie werden zurückschießen, Sir«, sagte er deshalb und versuchte so ruhig wie möglich zu klingen. »Und Sie wissen, was das bedeutet, Sir.«

»Ein einziger Treffer und wir alle fahren auf einem Feuerball direkt zu Rarals Auge«, sagte einer der Matrosen.

»Falls die Barbaren überhaupt Schusswaffen an Bord haben«, knurrte der Alte.

»Dann gibt es erst recht keinen Grund, das Feuer zu eröffnen, Sir«, mischte sich jetzt Mrandil in die Auseinandersetzung ein.

»Ich werde mich nicht, niemals und unter keinen Umständen, in die Hände randständiger Barbaren begeben!«, schrie der Alte nun. »Selbst wenn sie kommen, um mir das Leben zu retten.«

In diesem Moment ertönte ein lautes Klatschen vom hinteren Rand des nur wenige Stufen höher liegenden Freidecks. Ohne ein weiteres Wort rannten alle nach oben.

»Was hast du gemacht?«, rief Mrandil.

»Ich habe mir erlaubt, während ihr noch mit diesem Oberst a.D. diskutiert habt, das Geschütz abzuschrauben und ins Wasser zu werfen«, sagte Sungur ruhig.

»Was!«, schrie der Alte und hatte auf einmal sichtlich Mühe, genug Luft zu bekommen.

Inzwischen waren die vier Schiffe auf Rufweite heran und Mrandil konnte die wilden, verwegenen Gesichter der Randständigen sehen, die neugierig zu dem Wrack herüberblickten. Hatte sie für einen Moment Sungurs Aktion, das Geschütz von Bord zu werfen, gut geheißen, so kamen ihr jetzt nur wenige Herzschläge später massive Zweifel, ob es wirklich gut gewesen war, sich ihrer einzigen Waffe zu entledigen.

»Sie werden uns alle umbringen!«, jammerte die Passagierin wie vorhin, doch diesmal nur noch mit einem wimmernden Stimmchen, bevor sie ohnmächtig zu Boden sank.

*

Ein heftiger Ruck riss an Wrugals Schultergelenken. Er stöhnte auf vor Schmerz. Er hatte das Gefühl, als würden ihm die Arme aus dem Leib gerissen. Alles in ihm schien in Flammen zu stehen. Mit letzter Kraft drehte er seinen Kopf nach oben und blickte in die großen, runden

Augen seines Ruschtus, der sich mit beiden Hinterbeinen fest in die Brückenbohlen geklammert hielt, während seine langgliedrigen Vorderpfoten das Kabel mit den Krallen umfasst hatten. Jetzt schnappte auch noch der breite Schnabel zu und packte ebenfalls ein Stück des Kabels.

Dann sah Wrugal, wie das Tier mit einem vorsichtigen Schritt nach hinten trat. Dann ein weiterer. Langsam zog es ihn auf die schwankenden Planken der Brücke zurück.

Lange lag Wrugal ausgestreckt auf den Bretterbohlen, atmete tief durch, sah dabei hoch über sich das leicht umwölkte Auge Gottes, das ihn vom Himmel herab ungerührt beobachtete, und spürte, wie ganz allmählich wieder Gefühl in seine gezerrten, schmerzenden Glieder zurückkehrte. Noch immer hielt er das Telegrafenkabel umklammert.

Als sich der Ruschtu über ihn beugte und ihn mit dem blauen Schnabel leicht anstieß, kam endlich wieder Bewegung in seinen Körper. Schweigend umarmte er das Tier, das dabei seinen langen Hals fast vollständig um ihn herumschlang.

Später, nachdem er endlich mitsamt der gerissenen Leitung das andere Ende der Brücke erreicht hatte, fand er auch schnell die Stelle, an der es gerissen war. Vor dem ersten Mast baumelte das abgetrennte Teil der Leitung leicht im Wind.

Wrugal sah auf den ersten Blick, dass das Kabel sauber durchschnittene Enden aufwies. Kein Sturm, kein Unwetter hatte die Leitung unterbrochen, sondern ein bewusster Akt der Sabotage. Unsicher blickte Wrugal sich um, aber er war auf dem ganzen Ritt niemandem begegnet. Abgesehen von den wenigen Karawanen wurden Weg, Pass und Brücke nur selten benutzt. Seine empfindlichen Ohren hörten auch keine verdächtigen Geräusche, seine Nase roch nur den kalten Höhenwind.

Er und sein Ruschtu waren allein auf weiter Flur. Wer auch immer für die Zerstörung der Telegrafenleitung verantwortlich war, hatte längst das Weite gesucht.

Bevor er sich an die Reparatur machte, schloss er seinen mobilen Telegrafen an die Leitung an. In den Ohrhörern erklang das vertraute Rauschen. Mit sicherer Hand bewegte er die Taste.

Viele zigtausend Sprünge entfernt vernahm in einem der Kommunikationsbüros des kaiserlichen Palastes ein wachhabender Beamter die eingehenden Signale. Zwei Kennungen wurden ausgetauscht.

Dann unterhielt sich erstmals seit Bestehen der Leitung der randständige Telegrafenmeister Wrugal ganz außerplanmäßig mit dem kaiserlichen Beamten namens Kuchta und berichtete mittels des komplexen Codes aus kurzen und langen Signalen über alles, was sich ereignet hatte, wo er sich gerade befand, wie kalt und stürmisch es so hoch oben im Gebirge sei und dann erst führte Kuchta die so jäh unterbrochene Mitteilung zu Ende.

*

In ihrem Helm gellten die Schreie von Bruder William und Professor Schmetzer und mischten sich mit ihren eigenen Lauten, die sie unwillkürlich ausstieß, angesichts des Entsetzens, das sie empfand.

Vor ihr raste der Exo-Geologe in die Tiefe, etwas hinter sich vermutete sie den Christophorer. Unmittelbar nachdem die Felsplatte unter ihren Füssen weggeklappt war, hatte sich der senkrecht nach unten führende Schacht, durch den sie fielen, auf seinen jetzigen Durchmesser erweitert. Sie rasten in eine unbestimmte Tiefe, trudelten aber nun durch etwas, was sich nur mit einer Art Atmosphäre erklären ließ, denn es zerrte und zog spürbar an ihrem Raumanzug.

Immer noch fielen sie, aber inzwischen lange genug, um die spontane Panik wieder etwas zurückzudrängen. Ihr erster bewusster Blick auf das Display verriet Dana Frost, dass sie den Funkkontakt zur L-1 und dem Lager verloren hatten.

Mit ihrem Helmscheinwerfer tastete sie die an ihr vorbeirasende Felswand ab und sie wunderte sich selbst über ihre wieder erwachte Kaltblütigkeit, als sie kurzerhand das Licht für einen Moment ausschaltete. Tatsächlich – der Schacht war schwach erleuchtet. Das Licht kam irgendwie von unten, aus der Tiefe, der sie mal mit den Füßen, mal mit dem Kopf zuerst, entgegenraste. Und es wurde rasch heller.

Die abwärtsführende Röhre war ebenso eindeutig künstlich wie die riesige, konisch geformte Fläche des Pols. Unter ihnen schien sich der Schacht zu einer Art Nadelspitze zu verjüngen, aber Dana wusste, dass dies nur eine optische Täuschung war, lediglich hervorgerufen durch die schier unermessliche Länge dieses senkrechten, ins Innere des Planeten führenden Tunnels.

»William, Professor? Können Sie mich hören?«, sagte sie in ihr Helmmikrofon.

»Laut und deutlich, Captain«, antwortete William, während Schmetzer nur ein bestätigendes Grunzen hervorbrachte.

»Es sieht zwar nicht danach aus«, erklärte Dana und versuchte ihre Stimme so ruhig wie möglich klingen zu lassen, »aber wir sind nicht unmittelbar in Gefahr.«

»Wie bitte?«, explodierte Schmetzers Geschrei in ihrem Ohr. »Wir haben nur noch Augenblicke zu leben. Gleich wird es uns irgendwo zerschmettern …«

»Professor«, beschwichtigte William, »Sie brauchen nicht so laut zu schreien. Wir verstehen Sie auch dann, wenn Sie nur noch flüstern können …«

In jeder anderen Situation hätte Dana laut gelacht.

»Danke, William«, sagte sie. »Ich wiederhole. Wir befinden uns nicht in unmittelbarer Gefahr. Bevor ich weiterrede, sagen Sie mir erst, Professor, ob Sie mich verstanden haben.«

»Hä?« Jetzt klang der Professor erstaunt, obwohl man noch immer das Zittern in seiner Stimme hörte. »Was soll das?«

»Haben Sie mich verstanden, Professor?«

»Ja, verdammt noch mal.«

»Bitte beruhigen Sie sich. Es ist wichtig.«

»Sie machen Witze! Wie soll ich mich in so einer Lage beruhigen?«

»Weil Sie nur überleben werden, wenn Sie genau tun, was ich sage. Und um meine Anweisungen auszuführen, müssen Sie völlig ruhig sein. Haben Sie das verstanden, Professor?«

»Ja«, knurrte Schmetzer, der sich nun offensichtlich mehr darüber ärgerte, dass Dana Frost mit ihm redete, als sei er ein kleines Kind.

»Und Sie, Bruder William?«, fragte Dana.

»Ich verstehe Sie, Captain.«

»Gut. Hören Sie mir jetzt zu und vor allem handeln Sie erst, wenn ich es sage. Hier im Schacht ist es zu eng und deshalb zu gefährlich. Durch den Rückstoß könnten wir mit einer Wucht gegeneinander prallen, dass keiner von uns das überleben würde. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Ja?« Die Bestätigung Schmetzers verriet das Gegenteil.

»So lange wir durch diesen relativ engen Schacht fallen – Sie sehen ja selbst, wie tief er ist – und so lange wir relativ eng beieinander sind, können wir es nicht wagen, die Raketentriebwerke unserer Anzüge zu zünden. Aber …«

»Was?«, unterbrach sie Schmetzer. »Natürlich. Wie konnte ich das nur vergessen! Wo schaltet man diese verdammten Dinger ein?«

»Nicht jetzt, Schmetzer!«, bellte nun Frost mit der eisigsten Stimme, zu der Sie fähig war, in ihr Mikrofon. »Erst auf *mein* Kommando und zwar außerhalb des Schachts.«

»Wo … wo endet dieser Schacht überhaupt?«, wimmerte der Professor verzweifelt. »Verdammt, wo schaltet man die Triebwerke ein.«

»Das sage ich Ihnen gleich, Professor. Der Schacht endet bald, Sie können es deutlich sehen. Es wird immer heller …«

In diesem Augenblick spie die Öffnung sie aus. Direkt in einen gigantischen Hohlraum im Innern des Planeten. Und sie fielen weiter. Dana reagierte instinktiv wie ein Fallschirmspringer. Sie breitete die Arme aus und vergrößerte so den Luftwiderstand. Mit einigen ruckartigen Bewegungen gelang es ihr, sich von der unmittelbar unter ihr fliegenden Gestalt des Professors zu entfernen. Sie sah, dass über ihr William instinktiv genau das Gleiche tat.

»So, Professor, gut dass Sie die Nerven behalten haben. Ich werde Ihnen jetzt erklären, wie Ihr Anzug funktioniert.« *Ein Segen, dass er so unaufmerksam gewesen ist, als man ihm die Funktionen erklärt hat.* dachte sie seufzend.

»Wo sind wir hier?«, schrie Schmetzer. »Oh, Gott. Wir sind längst tot. Wir fliegen ins Licht.«

»Wir sind irgendwo Mitten in Ihrem Planeten, Professor. Und wenn Sie mir nicht zuhören, sind Sie tatsächlich bald tot. Und zwar verglüht in dieser Magmakugel, die hier alles erleuchtet …«

Mit wenigen Worten erklärte Dana Frost dem Professor die Funktionsweise. Sie war inzwischen so weit von ihm entfernt, dass sie ihn nur noch als kleinen Punkt wahrnahm. Ein kurzes Blitzen zeigte ihr, dass es ihm gelungen war, das Raketentriebwerk zu zünden.

Ein weiterer Blick zeigte ihr aber auch, dass der Hohlraum, durch den sie flogen, von wahrhaft gigantischem Ausmaß sein musste. Und sie erkannte, dass sie sich alle drei längst weit von der Austrittsöffnung des Schachts entfernt hatten.

Da sie und William sich noch im freien Flall befanden, konnte das nur eines bedeuten: Eine weitere Kraft wirkte auf ihre fallenden Körper ein, denn zu dem glühenden Zentrum hin, das sich wie eine Miniatursonne im Inneren des Planeten befand, musste sich die Schwerkraft eigentlich aufheben. Aber eine andere Kraft drängte sie jetzt immer stärker aus ihrer ursprünglichen Fallrichtung heraus.

Dana erinnerte sich daran, wie David Stein den Planeten genannt hatte: »Einen Schnelldreher.«

Das musste es sein. Durch seine rasche Rotation erzeugte er eine seiner Schwerkraft entgegengesetzte Kraft, die umso stärker wirkte, je weiter man sich von der Polachse entfernten. Nur dort am Pol konnten in dem hohlen Innenraum dieser Welt die Zentripetal- und -fugalkräfte nicht wirken. An der Rotationsachse, den Polen, gingen sie gegen Null. Während die Schwerkraft voll und ganz auf kleinere Körper, wie Menschen in Raumanzügen wirkten.

»Professor, wo sind Sie?«, ertönte Bruder Williams Stimme in ihrem Helm. Rasch sah sie sich um. Tatsächlich – ihre Flugbahn hatte sich in eine Parabel verwandelt, aber von dem Professor war nichts zu sehen.

»Ich sehe Sie nicht mehr«, ertönte stattdessen laut und deutlich seine Stimme. »Wo sind Sie?«

»Wir fliegen in einer Kurve vom Pol fort«, antwortete Dana. »Versuchen Sie irgendwo zu landen, Professor. Am besten in einer übersichtlichen, flachen Region …«

»Warum nicht zurück durch das Loch, raus hier?«, wollte Schmetzer wissen.

»Sehen Sie den Polschacht irgendwo, Professor?«, fragte William zurück.

»Äh. Nein. Verdammt, wo ist das? Ich will hier raus!«

»Ruhig, Professor. Landen Sie und lassen Sie ansonsten Ihren Funk und Ihre Ortung eingeschaltet. Wir finden Sie schon.«

»Wo ist denn hier oben und unten?«

»Unten ist da, wo Sie stehen können, Professor. Drosseln Sie das Triebwerk. Dann merken Sie es.«

»Hier ist eine Art Gebirge«, sagte Schmetzer.

»Dann können wir nicht zu weit voneinander entfernt sein. Also, Geschwindigkeit drosseln. Abbremsen und dann ganz vorsichtig

aufsetzen. Drehen Sie lieber erst mal ein paar Runden, um einen guten Landeplatz zu finden …«

»Ja, ja«, erwiderte der Professor hörbar enerviert. »Wie drosselt man in drei Teufels Namen …«

»Schieben Sie den Gashebel zurück, drehen Sie sich im Flug und mit dem Rückstoß … Oh, Gott. Nein. William, sagen Sie mir, dass das nicht wahr ist.«

»Doch, Captain«, erklang die trockene Antwort des Christophorers.

Aus dem Helmlautsprecher erklangen jaulende und pfeifende Geräusche, Schmetzer schien die Geschwindigkeit erhöht, statt heruntergedreht zu haben. Er fluchte nur noch. Dann – bevor Dana oder William etwas sagen konnten – hörten sie in ihren Lautsprechern ein hässlich-dumpfes Geräusch. Es war ein Aufprall. Danach vernahmen sie nur noch Rauschen.

*

Wrugal hatte nach seinem Informationsaustausch mit Kuchta die Leitung wieder repariert. Anstatt sich dann jedoch auf den Heimweg zu machen, ritt er auf seinem Ruschtu noch ein Stück das wieder intakte Kabel entlang, das nun die Täler passabwärts Richtung Windish-Enge führte. War es ein unbestimmter Verdacht? War es die Aussicht noch irgendwelche Hinweise auf den oder die unbekannten Saboteure der Leitung zu finden? Wrugal jedenfalls dachte nicht näher darüber nach, sondern folgte nur seinem Instinkt.

Er konnte bereits an manchen Wegbiegungen über die vor ihm liegenden, niedrigeren Hügel hinweg das offene Meer sehen, als er von einem fauchenden Geräusch aufgeschreckt wurde, das dicht über ihn hinwegzischte. Unwillkürlich zog er den Kopf und ein und auch sein Reittier blieb abrupt stehen. Dann sah er noch wie ein seltsamer, schnell fliegender Gegenstand hinter einer Kette von Bäumen auf dem gegenüberliegenden Hügel verschwand.

Es war zu schnell gewesen, um auszumachen, worum es sich gehandelt hatte. Doch fast zeitgleich erklang nun ein fernes Krachen und der fauchende Ton, den er eben noch gehört hatte, war verstummt.

Hätte er es nicht besser gewusst, hätte er an eine moderne imperiale Waffe gedacht, an ein neues gewaltiges Geschoss, aber das wäre – wenn es denn überhaupt Geschosse solcher Größe gab – genau aus der entgegengesetzten Richtung gekommen, aus der relativ nahe liegenden Grenzregion des Kaiserreichs auf der anderen Seite der Windish-Enge.

Es erfolgte auch keine Explosion oder irgendein anderes Anzeichen eines Geschosseinschlags, sodass Wrugal nur den Kopf schüttelte und seinen Weg fortsetzte. Was er erst vor kurzem erlebt hatte, beschäftigte ihn noch so sehr, dass er neuerliche Merkwürdigkeiten einfach hintenanstellte.

Doch es war ihm nicht lange vergönnt, seine bisherigen Erlebnisse zu

verarbeiten. Denn kaum hatte er das kleine Tal durchquert und mit seinem Ruschtu den nächsten Hügelkamm erreicht, musste er erneut anhalten.

Hohe Bäume versperrten ihm jetzt die Sicht, aber er konnte deutlich Stimmen und andere Laute hören. Langsam ließ er sich von seinem Tier hinunter gleiten und führte es seitlich vom Weg direkt in den dichten Wald. Dort leinte er es an einem Ast an, legte ihm sanft die Hand über den Schnabel in der Hoffnung, es würde ihn verstehen und leise sein.

Dann schlich er vorsichtig und jede Deckung nutzend in die Richtung, aus der er eben die Stimmen vernommen hatte. Einige Schritte weiter blieb er erneut hinter einem Busch stehen.

Vor ihm – nur wenige Sprünge vom eigentlichen Weg entfernt, aber durch die Büsche von dort aus nicht zu sehen – öffnete sich eine große Lichtung, an deren Ende eine Quelle entsprang.

Einige niedrige Hütten und provisorische Zelte waren auf der Lichtung errichtet worden und überall lagen Waffen und andere Gerätschaften herum. Wären sie nicht gewesen, die zum Trocknen aufgehängte Wäsche hätte den Eindruck einer zwar rückständigen, aber friedlichen kleinen Siedlung einer randständigen Sippe vermittelt.

Mittelpunkt der Ansammlung von Behausungen war eine große Feuerstelle. Doch sie diente ganz offensichtlich nicht nur dazu, Mahlzeiten zuzubereiten. Die sorgfältig gearbeiteten Metallstelen, die man in der Feuerstelle aufgerichtet hatte, verrieten Wrugal, dass er es mit den unter Randständigen gefürchteten Anhängern der fanatischen Zentralbeter, den Schtukuhl-Rebellen zu tun hatte.

Waren sie für die zerstörte Telegrafenleitung verantwortlich? Gut möglich. Kuchta hatte ihn vorhin zudem über den Selbstmordanschlag eines Gleiterkriegers gegen eines der imperialen Luftschiffe berichtet, das nach den letzten in der Hauptstadt eingegangenen Botschaften irgendwo in der Wargato-See notwassern musste.

Auch wenn Wrugal nur ein einfacher Telegrafenmeister war, kannte er doch die Vorurteile des Imperiums den Randständigen gegenüber zur Genüge. Dieses Attentat war von einem Randständigen verübt worden. Deshalb waren alle Randständigen terroristische Barbaren, egal wie stark man sich von den Extremisten auch absetzte.

Doch dann wurden seine Überlegungen jäh unterbrochen. Bisher hatte er kaum jemand in dem Lager gesehen. Mit Ausnahme einiger herumtollender Kinder und Frauen schienen alle ausgeflogen zu sein. Nun aber kamen sie lärmend zurück und in ihrer Mitte schleppten sie einen seltsamen, unbekannten Gegenstand. Etwas, das Wrugal noch nie zuvor zu Gesicht bekommen hatte und doch war es eben noch über ihn hinweggeflogen.

Es schien ein seltsames, metallisch glänzendes Lebewesen zu sein.

Offensichtlich war das von den Aufständischen eingefangene Metallwesen noch nicht tot, denn es zuckte und bewegte sich. Als es von den Strahlen aus Rarals ewigem Blick berührt wurde, blitzte das,

was wohl der Kopf war, grell auf und blendete den Telegrafenmeister in seinem Versteck.

Trotzdem blieb Wrugal dort unbeweglich hocken und wandte nur kurz das Gesicht ab.

Als er wieder aufsah, bemerkte er nur noch, wie die Schtukuhl-Rebellen das Wesen kurzerhand in eine ihrer Hütten stießen und dann die Tür sorgfältig verschlossen.

»Was machen wir mit dem Ding?«, fragte nun einer der Rebellen und übertönte mit seiner Stimme das aufgeregte Geplapper der Kinder und Frauen.

»Es ist ein Spion der Ungläubigen, vielleicht ein böser Geist. Vielleicht lebt es noch nicht einmal wirklich«, erwiderte ein großer Kerl, der offensichtlich einer der Anführer war.

»Also was machen wir mit ihm?«, wiederholte der andere seine Frage.

»Es stürzte aus dem Himmel«, warf ein dritter ein. »Vielleicht ist es ein Bote Rarals. Wir dürfen uns nicht versündigen …«

»Unsinn!«, unterbrach ihn der Anführer. »Glaubst du wirklich Raral würde uns so einen hässlichen Abgesandten schicken, der sich kaum bewegen kann. Wenn unser Gott zu uns spricht, dann tut er das direkt über unseren Priester. Wir müssen ihn holen, er soll entscheiden.«

»Ich denke, das Ding ist nur eine Art Rüstung«, sagte nun wieder der Rebell, der zuerst das Wort ergriffen hatte. »Das eigentliche Wesen steckt da drin. Wir sollten die Rüstung aufmachen und nachschauen. Dagegen kann auch der Priester nichts haben.«

»Du hast Recht«, erwiderte der Anführer, »wir sollten dieses Ding genauer untersuchen. Möglich dass es irgendwo eine tödliche Waffe versteckt hat. Du …«, damit wandte er sich an einem seiner Leute, »… läufst inzwischen los und holst den Priester.«

»Ich will dabei sein, wenn ihr die Rüstung aufbrecht«, protestierte er.

Der Anführer wollte gerade lautstark etwas erwidern, da ertönte aus der Ferne ein gewaltiges Krachen. Ruckartig fuhren alle herum.

»Was war das?«

»Eine Explosion …«

»Sie kam eindeutig vom Meer.«

»Unsere Männer, die Boote …«

Von einer Sekunde zur anderen brach im Lager Chaos aus und der Anführer musste mit aller Kraft brüllen, um die orientierungslos durcheinanderrennenden Rebellen davon abzuhalten, in alle Richtungen davonzulaufen.

Auch Wrugal war bei dem Knall in seinem Versteck heftig zusammengezuckt und auch er konnte sich keinen Reim darauf machen.

»Ihr!«, schrie jetzt der Anführer und die Rebellen verharrten. »Du, du und du. Ihr bewacht das Ding, den Spion, was immer es ist. Ihr steht mit eurem Leben dafür ein. Habt ihr verstanden?«

Die drei Angesprochenen nickten.

»Du läufst wie befohlen zum Priester und bringst ihn sofort hierher!« Diese Anweisung erteilte er demjenigen, der noch kurz vor der Explosion Einwände dagegen erhoben hatte, den Priester zu holen. Jetzt nickte er nur noch stumm und rannte sofort los. Dabei kam er direkt auf Wrugal zu, bog jedoch kurz vor dessen Versteck ab und verschwand auf einem kaum sichtbaren Pfad im Wald.

»Die anderen kommen mit mir. Vorwärts beeilt euch. Unten in der Bucht ist irgendetwas passiert …«

Schnell leerte sich das Lager bis auf die abkommandierten Wachen.

Auch Wrugal war neugierig, was die Explosion ausgelöst hatte, und wäre der Rebellengruppe am liebsten nachgeschlichen. Größer aber war seine Sorge, dass der Bote, den der Anführer losgeschickt hatte, auf seinen Ruschtu stieß. Dann würde er selber in noch größerer Gefahr schweben als bereits jetzt. Denn das wusste er nur zu gut, mit Außenstehenden machten die Schtukuhls kurzen Prozess, auch wenn es sich dabei um einen anderen Randständigen handelte.

Außerdem konnte er sein Tier nicht einfach zurücklassen.

Vorsichtig, jede überflüssige Bewegung und jedes Geräusch vermeidend schlich er deshalb dorthin zurück, wo er den Ruschtu angebunden hatte.

Das Tier stand noch an der gleichen Stelle und bewegte seinen Kopf, als es bemerkte, dass sich Wrugal näherte. Der Bote, den der Anführer losgeschickt hatte, war offensichtlich nicht hier vorbeigekommen. Erleichtert atmete Wrugal auf und trat zu dem Ruschtu.

In diesem Augenblick hörte er noch ein leises Zischen, dann donnerte etwas auf seinen Kopf und alles wurde schwarz um ihn.

*

»Das Überlebensprogramm arbeitet noch, der Anzug ist also zumindest noch eingeschränkt in Funktion«, sagte Dana.

»Das bedeutet, wir können Schmetzer orten«, erklang Bruder Williams Antwort in Danas Helmlautsprecher.

»Erfasst.«

Mittlerweile hatten auch sie ihre in den Anzügen integrierten Raketentriebwerke gezündet und flogen über eine auf weiten Strecken fast paradiesisch anmutende Landschaft, die sich auf der Innenseite des weitgehend hohlen Planeten in alle Richtungen ausdehnte. Bedingt durch die Größe dieser Innenwelt war in der relativ geringen Höhe, in der sie dahin rasten, nicht die Spur einer Wölbung am Horizont zu sehen. Während man schon in weniger als hundert Kilometern über der Erdoberfläche die Rundform des Planeten erkennen kann, erstreckte sich diese Welt, selbst wenn sie nur an der Innenfläche eines planetaren Hohlkörpers klebte, in viel größere Weiten.

Trotz des offensichtlichen Unfalls von Professor Schmetzer fand Dana Frost die Zeit, um über die neu entdeckte und offensichtlich von einer

reichhaltigen Flora und Fauna belebte Welt zu staunen.

Vielfältige Informationen liefen über ihr Helmdisplay und zeigten ihr unter anderem, dass die Atmosphäre, die sie schon beim Sturz durch den Schacht des Pols zu spüren bekommen hatte, aus einem auch für Menschen atembaren Luftgemisch bestand.

Die Fliehkräfte, die sie – sobald sie landeten – als eine Art Pseudogravitation zu spüren bekommen würden, wichen nur unwesentlich von der tatsächlichen Gravitation ab, die auf der unbelebten Außenoberfläche des Planeten herrschte. Sie lag also nur geringfügig über der Erdanziehungskraft von einem G.

Trotz aller Verblüffung über Welt, die sich unter ihnen ausbreitete, verlor Dana zu keiner Zeit die Datenflut aus den Augen, die ständig in ihr Display eingespeist wurde. Darunter auch die Parameter des Lebenserhaltungssystem des abgeschmierten Professors, die ihr zeigten, dass Schmetzer zwar weitgehend unverletzt, zurzeit aber bewusstlos war. Warum empfand sie in diesem Moment so verdammt wenig Mitgefühl?

»Dana …«

Williams Stimme riss sie aus ihren Überlegungen, aber auch sie hatte es gesehen. Nur für den Bruchteil einer Sekunde, ein winziges Aufflackern der Anzeigen, dann war es schon wieder vorbei. Als sie sich mit wenigen Tastendrücken auf das Bedienungsfeld die Aufzeichnung noch einmal auf den Miniaturbildschirm holte, stieß sie scharf den Atem aus.

»Das ist ja …«, für einen Moment war sie fassungslos.

Sie hätte sich weniger über die Hälse urzeitlicher Saurier, die ihnen über die Baumwipfel hinweg nachstarrten, gewundert, als darüber eine kurze Messung eines schwachen elektrischen Impulses aufzunehmen.

»Sie haben das Gleiche ich wie ich?«, fragte sie Bruder William.

»Ich schätze schon«, antwortete der Christophorer. »Wären wir auf der Erde, würde ich sagen, wir haben gerade so etwas wie eine Stromleitung überflogen.«

»Zu schwach für eine Stromleitung. Aber was auch immer das war, wir müssen aufpassen. Irgendwo da unten verstecken sich nicht nur irgendwelche Tiere, sondern ohne jede Frage auch intelligente Lebewesen.«

»Dann sollte wir uns beeilen und Schmetzer finden«, erwiderte William.

»Sie haben Recht, aber sehen Sie da vorne, William. Eine Küstenlinie, eine Art Meer.«

In diesem Augenblick sahen sie einen gewaltigen Lichtblitz, eine donnernde Explosion, die sich in unmittelbarer Küstennähe mit derartiger Wucht ereignete, dass sie sogar noch in ihrer Höhe über die Außenmikrofone ihrer Anzüge vom alles erschütternden Krach überrollt wurden.

*

Über ihnen brannte das Meer. Mit einem Arm und den kräftigen Stößen seiner Beine schwamm Sungur durch das bizarr beleuchtete Wasser. Mit dem anderen Arm zog er den leblosen Körper Mrandils hinter sich her, die bei der Explosion von einem herumfliegenden Trümmerteil am Kopf getroffen worden und ohne einen Laut bewusstlos zusammengebrochen war.

Ob sie überhaupt noch lebte oder ob er einen toten Körper vor den Flammen zu retten versuchte, wusste Sungur nicht. Es war ihm in diesem Moment auch egal. Ebenso wie die Schmerzen, die ihm das in seine noch kaum verheilten Wunden eindringende Salzwasser zufügte. Es zählte nur eines: raus aus diesem Inferno.

Zuerst schien es, als hätten sich die schlimmsten Befürchtungen des Oberst a.D. bewahrheitet. Bei ihren vermeintlichen Rettern handelte es sich um Schtukuhl-Rebellen. Die mangelnde Unterstützung durch andere Randständige kompensierten sie mit umso brutaleren Überfällen und Attentaten wie dem, dem letztlich auch die LUCCRA zum Opfer gefallen war, und mit Geiselnahmen. Genau diese Option war auch der Anlass für den Streit, den die Rebellen untereinander immer lautstärker ausfochten.

Während die einen mit ihren Gefangenen kurzen Prozess machen und nur die Köpfe ins Imperium zurückschicken wollten, beschwor die andere Fraktion die Reichtümer, die sich von den Familien und dem Imperium für die Freilassung so vieler Geiseln erpressen und wie viele Waffen sich wiederum dafür kaufen ließen.

Bevor der Streit über das weitere Vorgehen unter den Schtukuhl entbrannt war, hatten sie die manövrierunfähige LUCCRA kurzerhand geentert, Passagiere und Besatzung zusammen getrieben und die Gefangenen auf ihre Schiffe verteilt.

Nachdem sie dann die LUCCRA sorgfältig untersucht und durchstöbert hatten, kamen sie rasch zu dem Schluss, dass auch das Wrack noch eine lohnenswerte Beute darstellte. Viel von diesem gewaltigen Luftschiff ließ sich noch verwerten. Sie legten sie also ans Schlepptau. Genügend kräftige Gefangene zum Rudern ihrer Boote hatten sie ja gemacht.

Kaum näherten sie sich nach endlosen Rutans und einer entbehrungsreichen Schufterei der Küste, wo sie in einer verschwiegenen Bucht in der Nähe der Windish-Enge anlegen wollten, brach – zusätzlich angeheizt von der furchtbaren Debatte unter den Rebellen – der Wahnsinn aus.

In einem selbstmörderischen Akt der Verzweiflung hatte der alte Oberst einen der Bewacher überwältigt und ihm, noch bevor andere Rebellen eingreifen konnten, eine alte Radschlosspistole entwunden. Solche einläufigen Waffen feuern nur einen Schuss und müssen dann umständlich neu geladen werden.

Er hatte den Rebellen einfach mit dem Griff der Pistole

niedergeschlagen. In diesem Augenblick wurde er bereits selber vom Schuss eines anderen Rebellen in die Brust getroffen. Trotzdem schaffte es der alte Mann noch, seinen wahnsinnigen Plan zu vollenden und feuerte die Waffe auf die Gashülle der LUCCRA ab, die nur wenige Sprünge hinter dem Schiff trieb.

Sungur kannte niemanden unter seinesgleichen, egal ob alt, jung, arm oder reich, der freiwillig ins Wasser springen würde. Aber es gab keine Alternative.

Als er das Unheil kommen sah und voller Panik erkannte, was der alte Oberst vorhatte – nämlich lieber sie alle mitsamt den Rebellen umzubringen, als den Schtukuhl den Triumph ihrer Gefangennahme zu gönnen – sprang er bereits mit einem gewaltigen Satz über Bord, wobei er Mrandil, die direkt neben ihm gestanden war, einfach mitriss.

Trotzdem war er nicht schnell genug gewesen. Noch als er sich in der Luft befand, explodierte die LUCCRA und die Druckwelle schleuderte ihn wie einen Kiesel über das Wasser. Krampfhaft hielt er die schreiende Mrandil fest. Die Trümmer pfiffen um sie herum. Die Luft brannte und raubte ihm den Atem. Etwas traf Mrandil am Kopf, gerade als sie ins Wasser eintauchten.

Instinktiv versuchte er mit kräftigen Schwimmstößen in die Tiefe des Wassers zu entkommen, während die Feuerwalze dort oben über die Wasseroberfläche schoss, wo sie weniger als einen Lidschlag zuvor noch gewesen waren.

Es war aussichtslos dieser Hölle zu entkommen. Sungur wusste das. Aber er musste es wenigstens versuchen.

*

Ohne voneinander zu wissen, erwachten beide fast gleichzeitig aus ihrer Bewusstlosigkeit. Dann nahmen sie sich gegenseitig wahr und jeder von ihnen glaubte, einen bleibenden Schaden im Kopf zurückbehalten zu haben.

Der Telegrafenmeister fing sich als Erster wieder.

Doch, er erinnerte sich an dieses fremdartige Ding. Die Rebellen hatten es in ihr Lager gebracht, kurz bevor die Explosion sie wieder zurück an die Küste getrieben hatte und er von dem Boten der Rebellen niedergeschlagen worden war.

Man hatte ihn also gefesselt und in die gleiche Hütte gesperrt wie das Ding. Was war mit seinem Ruschtu geschehen? Seit den Ereignissen auf der Brücke über die Schtakass-Schlucht war ihm das Tier noch mehr ans Herz gewachsen. Dann bemerkte er, dass auch in dem Ding wieder das Leben erwacht war.

Fassungslos starrte Professor Schmetzer auf das gefesselte Lebewesen, das ihm gegenüber halb an die Hüttenwand gelehnt saß. War es ein Tier? Warum trug es dann Kleider? Eine blaugrüne Hose, darüber eine Art rote Weste, die mit bunten Bändern über einer weiten

Bluse zusammengebunden war. Neben dieser Gestalt erkannte er ein weiteres Kleidungsstück, das man ihr offensichtlich ausgezogen hatte, bevor man sie fesselte. Es schien sich um eine Art gefütterte Jacke oder Mantel zu handeln mit zahlreichen Taschen, Schlaufen und anderen Vorrichtungen, in denen man irgendwelche Dinge mit sich tragen konnte. Offensichtlich war diese merkwürdige Gestalt so wie er bewusstlos gewesen, denn sie blinzelte mit noch etwas trübem Blick und versuchte sich zu orientieren.

Das Gesicht, der Kopf dieses Wesens erinnerte den Professor an einen zu groß geratenen Hauskater. Zwei große, grüngelbe Augen, die allerdings über runde Pupillen verfügten, musterten ihn aus einem fast kugeligen, mit einem rotweiß gestreiften Pelz bewachsenen Schädel. Soweit er es erkennen konnte, verfügte diese felidenähnliche Gestalt allerdings über keinen Schweif wie irdische Katzen, Tiger oder Löwen.

Die Schnauze – oder sollte er besser sagen der Mund – unterschied das ihm gegenübersitzende Wesen von einem terranischen Kater. Die Mundpartie war abgeflacht, verfügte über Lippen, die sich bis zu der ebenfalls kaum aus dem Gesicht herausstehenden schwarz glänzenden Nase zogen und wie deren Verlängerung wirkten.

Die Ohren waren wuschelig und rund, auch dies ein Gegensatz zu dem Bild der Katze, das automatisch vor seinem geistigen Auge entstanden war, als er das Wesen betrachtete.

Schmetzers Blick glitt zu den gefesselten Händen seines Gegenübers. Sie waren wirklich bemerkenswert. Sie verfügten über lange, Geschicklichkeit verratende, mit dünnem Fell bewachsene Finger, die aber in messerscharfen Krallen endeten, von denen der Professor noch nicht wusste, wie weit sie sich tatsächlich ausfahren ließen.

»Äh, hallo«, sagte Schmetzer, »ich komme von den Solaren Welten: Verstehen Sie mich?«

Noch während die Innenseite seines Helmglases von seinem Atem beschlug, wurde dem Professor die Unsinnigkeit seiner Äußerung bewusst. Natürlich konnte ihn dieses Wesen nicht verstehen. Er steckte in einem höchstwahrscheinlich durch den Aufprall beschädigten Raumanzug und selbst wenn seine Stimme nach außen dringen würde, bedurfte es eines Translators, um sich verständlich zu machen.

Er verfluchte sich, dass er die Erklärungen, die man ihm über die Funktionsweise des Anzuges gegeben hatte, so gründlich missachtet hatte. Sein Verhalten war das eines schlafmützigen, uninteressierten Studenten gewesen, der nicht aufgepasst hatte. Er hasste solche Studenten. Jetzt hasste er sich selbst, denn er wusste einfach nicht, ob nicht möglicherweise sogar ein Translator in dem Anzug eingebaut war.

»Und wenn schon«, murmelte er verärgert, »das Ding ist sowieso kaputt. Keine Anzeige funktioniert mehr, nur noch die Luftzufuhr. Wenigstens etwas. Das Teil ist trotz der Bruchlandung nicht zerrissen und hält noch dicht. Hoffentlich finden mich Frost und William bald.«

Erst in diesem Augenblick bemerkte er, als er sich bewegen wollte,

dass auch er gefesselt war. Mit groben, dicken Stricken und diese Erkenntnis löste eine Reaktion in ihm aus, die ihm, wäre er in der Lage gewesen sich selber zu beobachten, als höchst befremdlich vorgekommen wäre. Er begann schallend zu lachen.

Wrugal sah, dass das Wesen ihm gegenüber, eingesperrt in der seltsamen Rüstung, versuchte etwas zu sagen. Er sah nur, wie sich das, was in diesem nackten, hässlichen, unbehaarten Gesicht offensichtlich der Mund war, bewegte und der ausgestoßene Atem die runde Scheibe beschlug. Zu verstehen war allerdings nichts. Er antwortete auch nicht, denn er wollte nicht die Wachen alarmieren, die vor der Tür der Hütte postiert waren. Dann sah er, wie sich dieser nackte, unbehaarte Wurm in der Rüstung hin und her bewegte, als wolle er möglichst viel von seiner Umgebung wahrnehmen und auf einmal begannen seine Lippen wieder zu flattern und unhörbare Laute auszustoßen, die – das konnte Wrugal deutlich sehen – in eine Art rhythmisches Geschrei überzugehen schienen.

Nein, das war wohl doch kein Geschrei. Sollte der seltsame Gefangene der Rebellen etwa in der Lage sein zu lachen? Wrugal konnte es kaum glauben, aber es sah so aus.

Dann hob das Wesen in der Rüstung so gut es ging die zusammengebundenen Arme und winkte. Wrugal verstand, er sollte näher herankommen. Warum nicht?

Trotz seiner eigenen Fesseln gelang es ihm hinüberzukriechen. Außen an der Rüstung befanden sich zahllose Erhebungen. Manche sahen aus wie eingewebte Schläuche aus. Bei anderen könnte es sich um Taschen und Befestigungen für irgendwelche Geräte handeln. Wrugal war sich rasch darüber im Klaren, dass selbst die fortschrittliche imperiale Technologie nicht dazu in der Lage war, Derartiges herzustellen. Doch woher kam dieses seltsame Wesen dann?

Es versuchte, ihm etwas zu zeigen. Immer wieder deuteten die gefesselten Arme auf eine bestimmte Stelle am Bein der Rüstung hin. War dieser mysteriöse Götterbote verletzt?

Nein, er schien eine schmale Erhebung zu meinen.

Wrugal rückte so herum, dass seine ebenfalls gefesselten Arme dort hin reichten. Hektisch bewegte sich das nackte Gesicht in dem Helm. Doch nicht? Wieder deuteten die zusammengebundenen Arme auf die kleine Erhebung.

Wrugal ließ seine Krallen vorsichtig darüber hinweggleiten. Jetzt bewegte sich der Kopf in dem Helm langsamer. Es schien richtig zu sein, was er tat. Mit einem leichten Klacken öffnete sich auf einmal eine Lasche.

Darunter befand sich ein kleiner, länglicher Gegenstand. Wrugal zog ihn, begleitet von den langsamen Kopfbewegungen des nackten Gesichts hervor.

Was war das? Was sollte er damit anfangen? So gut er mit seinen gefesselten Händen konnte, befingerte er den Gegenstand. An einer Seite fühlte er eine leichte Erhebung, die etwas nachgiebiger und

weicher war als der Rest. Kaum hatte er sie berührt, spürte er, wie sich der Gegenstand heftig in seiner Hand bewegte.

Mit einem leisen Aufschrei, ließ er ihn fallen. Er betrachtete das Teil auf dem Boden und verstand. In dem Gegenstand war eine Klinge eingelassen, die nun hervorgeschnellt war. Silbern blitzte sie ihm entgegen. Er bückte sich, um den Griff der Klinge wieder in seine gefesselten Hände zu bekommen.

In diesem Moment öffnete sich knarrend die Tür der Hütte.

*

Er hielt es nicht länger aus. Entweder würde er jetzt mit einem gewaltigen Atemzug Wasser einatmen und qualvoll ersticken oder er würde es schaffen, zur Wasseroberfläche hochzukommen und dort möglicherweise in der Flammenhölle verbrennen.

Es war keine echte Wahl. Prustend durchstieß er die Wasseroberfläche und atmete tief ein. Er spürte, wie sich etwas in seiner Hand bewegte und er zerrte auch Mrandils Körper nach oben. Rings um ihn herum stand alles in Flammen.

Dann bemerkte er, dass es nur die Spiegelung der Flammen auf den Wellen war. Mrandils Augen waren geschlossen, aber er sah, dass sie atmete. Er umfasste ihren Kopf, hielt ihn über den Wellen und schwamm mit kräftigen Zügen weiter. Weiter weg von den brennenden Schiffen.

In einiger Entfernung bemerkte er Bewegungen und schloss daraus, dass er nicht der Einzige war, der versuchte, sich schwimmend zu retten. Dann sah er, dass am nahen Strand eine Menge Leute mit Waffen eingetroffen waren, die damit beschäftigt waren, Boote ins Wasser zu schieben. Die an Land gebliebenen Rebellen wollten ihren Leuten helfen.

Sungur schwamm fort von den Flammen und vom Strand. Als die Wellen etwas höher wurden, gönnte er sich wassertretend eine Pause. Mrandil war noch immer bewusstlos. Und noch immer drang das Geschrei der Helfer und Opfer an seine Ohren.

Weiter!

Sungur schwamm jetzt parallel zur Küstenlinie und erkannte, dass sich felsige Steilküste mit kleinen Buchten abwechselte. Allmählich ließen seine Kräfte nach. Er wusste nicht, wie lange er noch mit Mrandil im Schlepptau durchhalten würde.

Er *musste* weiter. Er *musste* es schaffen. Weg von den brennenden Schiffen und weg von den vermeintlichen Rettern. Seine und Mrandils einzige Chance bestand darin, so viel Abstand wie nur möglich zwischen sich und die Schtukuhl zu bringen.

Nicht alle Randständigen waren Rebellen, das wusste er nur zu gut. Wenn er ein Dorf einer nicht radikalen Sippe finden würde, wären er und sie gerettet. Die meisten Randständigen wollten mit den Rebellen

nichts zu tun haben, also gab es eine Chance.

Doch je weiter er schwamm und je mühseliger jeder Schwimmzug wurde, desto mehr erkannte er, dass er sich getäuscht hatte. Hier hauste außer den Schtukuhls niemand mehr. Nirgendwo eine Rauchfahne, ein am Ufer vertäutes Boot, das auf Leben hindeutete.

Außer der kleinen Bucht direkt neben der größeren, in der die Explosion stattgefunden hatte, gab keine weitere Möglichkeit, an Land zu kommen. Die Küste wurde stattdessen immer steiler und zerklüfteter. Würde er weiterschwimmen, würde er bald endgültig untergehen – mitsamt Mrandil, die er ächzend über Wasser hielt.

Schwämme er jetzt aber geradewegs zur Küste, würden ihn die Wellen mit ihrer brutalen Kraft gegen die schroffen Felsen schleudern und ihm und Mrandil alle Knochen im Leib zerschmettern.

Es gab nur eine Möglichkeit. Zurück! Vielleicht gelang es ihm ja, in der kleinen Nachbarbucht unbemerkt an Land zu kriechen und sich irgendwo zu verstecken. Hustend spuckte er Wasser aus, das in seinen Mund geschwappt war.

Die Gewalt der gischtgekrönten Wellen zerrte an ihm, so nah befand er sich jetzt an der Küste. Doch er kämpfte gegen den Sog an und schwamm weiter. Dann öffneten sich vor seinem wasserblinden Blick die Konturen der kleinen Bucht, die an ihrem Ende in einen flachen, aus Kieseln und Sand bestehenden Strand auslief.

Sungur merkte gar nicht, dass sein Kopf auf dem letzten Stück immer wieder unter Wasser absank. Er war kaum noch in der Lage, irgendwelche Schwimmbewegungen zu machen. Nur Mrandil hielt er krampfhaft fest und über Wasser.

Das letzte Stück schwemmten ihn gnädige Wellen an den Strand. Er kroch die kieselige Oberfläche hoch ohne zu wissen, wie er das noch schaffte, und er schleifte Mrandils Körper unerbittlich mit. Dann brach er vor Erschöpfung zusammen.

Er wusste nicht, wie lange er dalag. Einige Atemzüge oder mehrere Rutans lang. Als er das nächste Mal die Augen öffnete, erschrak er zwar, aber die Erschöpfung war noch zu groß, um sich überhaupt rühren zu können. Vor seinen Augen stand die merkwürdigste Gestalt, die er je gesehen hatte.

*

»Aha, beide Spione sind wach. Das trifft sich gut, der Priester will euch sehen. Los hoch mit dir!«

Der Wächter packte Wrugal am Kragen und riss ihn auf die Beine. Vier andere Wächter hatten das Wesen in der Rüstung gepackt. Zwei von ihnen hielten die Beine, die beiden anderen griffen unter seine Schultern.

Während Wrugal aus der Hütte taumelte, warfen die anderen das Wesen in der Rüstung bereits neben der heiligen Feuerstelle auf den

Boden.

Nur ein Teil der Rebellen war versammelt und aus den Gesprächsfetzen, die er aufschnappte, konnte sich Wrugal zusammenreimen, dass unten am Strand das blanke Chaos und Entsetzen herrschen musste. Jener gewaltige Krach, der bis hierher ins Lager zu hören gewesen war, rührte von der Explosion eines Luftschiffes her, wahrscheinlich jenem, von dem ihm Kuchta berichtet hatte.

Es war den Rebellen tatsächlich gelungen, das Wrack dieses Schiffs mitsamt den Überlebenden zu kapern und herzubringen. Was aber die Explosion selbst ausgelöst hatte, darüber bestand Uneinigkeit, die Wrugal nur so interpretieren konnte, dass auch die Rebellen nichts Genaues darüber wussten.

Am Strand versuchte der größte Teil der Schtukuhl zu retten, was zu retten war. Ihr Anführer war aber wieder ins Lager zurückgekehrt gleichzeitig mit dem Priester dort eingetroffen.

Entscheidungen des Priesters waren Gesetz. Das Unglück mit dem gekaperten Luftschiffwrack war bedauerlich. Aber darum wollte er sich erst später kümmern. Interessanter und wichtiger erschien ihm die unheimliche Gestalt in der Rüstung. Damit wollte er sich sofort befassen.

Sollte es sich – entgegen allem Anschein – doch um einen Boten Rarals handeln, setzten sie sich alle dem vernichtenden Zorn der zentralen Gottheit aus.

Doch als er jetzt das zwar völlig fremdartige, nichtsdestoweniger offensichtlich komplett hilflose Geschöpf zu seinen Füßen sah, war ihm klar, dass es sich auf gar keinem Fall um einen Abgesandten ihres Gottes handeln konnte.

Aber was war es dann? Er musste das herauszubekommen. Der Priester nickte dem Begleiter des Anführers zu und sagte: »Du hast Recht. Dieses Wesen ist kein Götterbote. Wir müssen die Rüstung öffnen und nachschauen, was für ein Geschöpf sich darin verbirgt.«

Der Anführer machte eine herrische Handbewegung und zwei Rebellen traten zu ihnen. Sie beiden den Arm voller Werkzeug, das sie scheppernd zu Boden fallen ließen.

Als Professor Schmetzer sah, was neben seinem Helm zu Boden prasselte, begann er laut zu schreien. Da beugten sich schon einige der katzenartigen Gestalten über die Gegenstände und zogen gewaltige Bohrer, Äxte und Sägen heraus.

»Ihr werdet ihn töten!«, rief Wrugal. Die Rebellen erstarrten in ihrer Bewegung. Der andere Gefangene hatte es gewagt, ohne jede Bezeugung von Ehrfurcht das Wort an ihren Priester zu richten. Doch der ließ sich davon nicht beeindrucken.

»Na und?«, fauchte der Priester und wandte sich dann wieder an die Rebellen. »Los, nun macht schon! Fangt an!«

*

Er blickte zur Seite. Träumte er?

Mrandil war fort. Er ruckte hoch.

Nein, es war kein Traum. Immer noch stand die Gestalt vor ihm. Dann sah er, dass sich nur wenige Sprünge entfernt eine weitere Gestalt befand, die derjenigen vor ihm aufs Haar glich. Und er sah, während sich ungläubiges Erstaunen in ihm breit machte, dass dort auch Mrandil saß, die sich – er konnte wegen der Entfernung nichts verstehen – mit jener anderen Gestalt zu unterhalten schien.

Zuletzt hatte er noch halb im Wasser gelegen. Jetzt war er am Strand der Bucht, was nur bedeuten konnte, dass diese fremdartigen Wesen sie an Land gezogen und in Deckung gebracht hatten. Noch niemals hatte er etwas Befremdlicheres gesehen. Es löste ein Gefühl der Scheu in ihm aus, aber es wirkte nicht bedrohlich.

»Ich habe von deiner Begleiterin gehört, dass du Sungur heißt …«

Dana Frost sah, wie die junge, katzenähnliche Gestalt vor ihr zusammenzuckte. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, welche Aufregung, welche gefühlsmäßige Verwirrung in Sungur brodeln musste. Zuerst hörte er ihre für ihn vollkommen unverständlichen Laute, die nur Sekundenbruchteile später vom Translator ihres Raumanzugs mit einer künstlichen Stimme, die der ihren aufs Haar glich, in seine eigenen Worte übersetzt wurden.

Sie hockte sich neben ihn in den Schatten der Felsen. Längst hatten William und sie ihre Helme geöffnet und atmeten die von ihren Systemen als ungefährlich eingestufte Luft der Hohlwelt im Inneren von Schmetzer 23.

Den Anzug aber trugen sie weiter, denn er stellte nicht nur ihren einzigen Schutz vor unbekannten Gefahren dar, sondern lieferte ihnen eine ständige Datenflut, die nun in ein Display am linken Unterarm eingespeist wurde.

Doch nicht nur der junge Eingeborene, den sie mitsamt seiner Gefährtin vorhin aus dem Wasser gezogen hatten, auch sie und William mussten innerhalb kürzester Frist eine Fülle von Informationen verdauen, die bei der reinen Existenz dieser Hohlwelt und seiner Besonderheiten begannen und der Entdeckung der intelligenten Bewohner der Planeteninnenfläche noch längst nicht aufhörten.

Den Informationen nach, die ihnen die junge, knapp einen Meter fünfzig große Eingeborene namens Mrandil bereits gegeben hatte, verfügten diese auf zwei Beinen aufrecht gehenden Wesen über eine Reihe von technischen Errungenschaften wie Dampfmaschinen, gasgefüllte Luftschiffe und Feuerwaffen.

Eine verhängnisvolle Kombination wie die Explosion in der Nachbarbucht bewiesen hatte. Die verwickelten und zum Teil undurchsichtigen politischen Verhältnisse, die in dem Bericht Mrandils zur Sprache kamen, zeigten Dana, dass auch in dieser Welt blutige

Konflikte, Vorurteile und fanatische Ideologien für Spannungen sorgten.

Das verformte Projektil, das Dana als ständige Mahnung an einer Kette um den Hals trug, sorgte dafür, dass sie trotz ihrer eigenen technischen Überlegenheit nicht übermütig wurde und die Gefahren unterschätzte, denen sie hier ausgesetzt waren.

»William«, sagte sie nach einem kurzen Gespräch mit Sungur, das dem felidenähnlichen Jungen seine anfängliche Scheu genommen hatte, »ich glaube, das reicht fürs Erste. Wir müssen den Professor finden.«

Sie hatte bewusst den Translator eingeschaltet gelassen, um den beiden Katzenwesen nicht das Gefühl zu geben, sie hätten Heimlichkeiten zu besprechen.

»Ihr sucht einen Gefährten?«, fragte Sungur, der vieles von dem, was er seinerseits im Gespräch mit dem Wesen erfahren hatte, nicht recht glauben wollte.

Angeblich stammten diese fremdartigen Wesen von einer Welt *außerhalb* der ihren. Das würde ja bedeuten, dass die Theorien des verrückten, seit langem verschollenen und für tot gehaltenen Gelehrten Schribbur stimmen würden, der Zeit seines Lebens behauptet hatte, ihre Welt wäre nicht die einzige, die alleinige Welt, geschaffen von Raral, der leuchtenden Zentralgottheit, sondern es gäbe noch viele, ja unendlich viele anderer Welten.

Doch um sie zu finden, müsse man den mythischen Durchgang finden, der aus ihrer Welt herausführe. Ketzerische und gefährliche Thesen, die nicht nur von den Priestern Rarals aufs Schärfste verfolgt wurden, sondern selbst von den primitiven Randständigen abgelehnt wurden. Obwohl ausgerechnet in ihren alten Überlieferungen der verrückte Schribbur angeblich die ersten Hinweise für seine Theorie gefunden hatte.

Unbeirrt hatte er weiter geforscht und war – wie man sich erzählt – heimlich unterstützt vom jüngeren Bruder des Kaisers, vor vielen Zyklen zu einer Expedition aufgebrochen, um den sagenhaften Durchgang zu entdecken. Er hatte ihn natürlich nicht gefunden, sondern wahrscheinlich nur den Tod irgendwo in den Randgebieten, wo Rarals Sog so mächtig wird, dass er die Lebenden zu sich ruft.

Aber das, was Sungur in wenigen Worten von dieser Frau namens Dana erfahren hatte, die sich als *Mensch* und Captain eines so genannten Sternenschiffs bezeichnete, war wie ein Schock und dazu angetan, in nur wenigen Augenblicken sein bisheriges Weltbild zu erschüttern.

Die simple Tatsache, dass die beiden unbegreiflichen *Menschen* noch einen weiteren Gefährten suchten, ließen in Sungurs fieberhaft arbeitendem Verstand zwei Gedanken entstehen: 1. Es war unwahrscheinlich, dass es sich bei ihnen um Götterboten Rarals handelte. 2. Vielleicht sprachen sie tatsächlich die Wahrheit und der verrückte, von fast allen angefeindete Schribbur hatte doch noch Recht behalten.

»Wir müssen vorsichtig sein«, sagte Sungur schließlich, auch um auf andere Gedanken zu kommen. »Wir sind hier nicht nur im Gebiet der Randständigen, befinden uns also außerhalb der Grenzen des kaiserlichen Imperiums, sondern wir sind hier mitten unter Schtukuhls.«

»Schtukuhls sind skrupellose und fanatische Rebellen, die jeden töten, der nicht für sie ist«, ergänzte Mrandil, die ihre Bewusstlosigkeit offensichtlich gut überstanden hatte.

»Der Professor, den wir suchen«, sagte Dana, »muss in der Nähe sein. Ich empfange ein Signal von ihm, das mir außerdem sagt, dass er seit kurzem das Bewusstsein wiedererlangt hat. Alle anderen Funktionen seines Anzugs sind allerdings außer Betrieb.«

Dann traf Dana eine Entscheidung.

»Ihr befindet euch hier schutzlos auf feindlichem Gebiet. Ich biete euch also an, uns zu begleiten. Aber da wir eure Welt und ihre Gefahren nicht kennen, kann auch ich nicht für euren Schutz garantieren. Ihr könnt also hier bleiben, fortgehen oder uns begleiten. Die Entscheidung liegt bei euch. Aber fällt sie rasch, denn wir müssen aufbrechen.«

»Wir kommen mit«, ertönte es aus zwei Mündern gleichzeitig. Dana sah, wie Bruder William lächelte. Auch ihre eigenen Mundwinkel verzogen sich um einen Hauch. Und dann sah sie, dass sich die schwarzen Lippen in den pelzigen Gesichtern in einer Weise nach oben schoben, dass eindeutig ein Lächeln entstand.

*

Der Anführer hatte zwei der kräftigsten Rebellen bestimmt. Inzwischen hatte man das Wesen in der Rüstung auf ein tischartiges Gestell gelegt und an allen Seiten festgebunden. Schmetzer konnte den Anzug überhaupt nicht mehr bewegen, nur innerhalb des Anzugs wand er sich wie ein Wurm, der ein Schlupfloch suchte, um einer Falle zu entrinnen.

Die beiden kräftigen Rebellen nahmen jeder ein Ende der riesigen Säge und legten das Sägeblatt knapp über die Schultern des Anzugs. Dort, wo der transparente Teil des Helms begann. Am Hals schien das Material der Rüstung am dünnsten und damit am verletzlichsten zu sein. Sie konnten deutlich sehen, wie die Gestalt in der Hülle vor Angst und Panik schrie, wenngleich kaum etwas von diesen Lauten nach außen drang.

Vielleicht hatte es dem Spion ja die Sprache verschlagen. Mit einem kräftigen Ruck setzten sie die Säge in Bewegung, doch das Metallblatt glitt an dem unbekannten, glatten, harten Material des Helms ab. Sie versuchten es noch einige Male, doch die scharfen Sägezähne fassten nicht.

»Nehmt den Meißel und den Vorschlaghammer«, donnerte der

Anführer. »Falls das auch nicht funktioniert, entzünden wir das heilige Feuer und rösten das Wesen. Spätestens dann wird es aus seiner Rüstung herauskommen!«

Gerade, als einer der beiden Rebellen den Meißel auf die transparente Hülle setzte, damit der andere ihn mit einem wuchtigen Schlag des schweren Hammers in den Helm hineinschlagen konnte, ertönte ein unterdrücktes Keuchen und ersticktes Fluchen, das sie innehalten und hochblicken ließ.

Wrugal stand hinter dem Priester, hielt ihm den Mund zu und drückte ihm das Messer gegen die Kehle. Endlich war es ihm gelungen, mit der Waffe des fremden Wesens seine Fessel zu durchtrennen. Er wich mit dem Priester einige Sprünge zurück, bis er eine Hüttenwand im Rücken spürte und sich so vor Angriffen von hinten sicher wusste.

»Fallen lassen!«, schrie er den Rebellen zu, die erschrocken das Werkzeug zu Boden warfen. »Bindet ihn los! Schnell, wird's bald – oder wollt ihr erst das Blut eures Priesters spritzen sehen?«

»Tut, was er sagt«, rief der Anführer, der als Erster den Ernst der Lage erkannte. Es war Wrugal nicht nur anzusehen, sondern auch anzuhören, dass er zu allem entschlossen war.

Kurz darauf stieg Schmetzer unsicher von dem Gestell herunter. Der andere Gefangene, der bei ihm in der Hütte gewesen war, hatte sich befreit und zwang nun die anderen katzenartigen Wesen, auch ihn freizulassen.

Doch wie sollte es weitergehen? Er war Professor für exo-terrestrische Geologie, kein Soldat. Gab es in seinem funktionsunfähigen Anzug außer dem Messer überhaupt weitere Waffen? Fieberhaft tastete er den Anzug ab, während er sich mit mühsamen Schritten seinem unverhofften Verbündeten und dessen Geisel näherte. In seiner Panik arbeitete sein Gehirn fieberhaft, um sich aller Funktionen zu erinnern. Doch so sehr er sich auch bemühte, es fiel ihm nichts ein.

Plötzlich zischte etwas an seinem Rücken und im gleichen Augenblick hob es ihn vom Boden ab. Keine Sekunde später schwebte er mindestens zehn Meter über dem Lager und sah, wie sich die Köpfe der Wesen verrenkten, um ihm hinterherzublicken.

An seinen Ohren rauschte es. Die Funkverbindung. Auf irgendeine Weise hatte er nicht nur das Raketentriebwerk des Anzugs wieder in Betrieb gesetzt, sondern auch das Funkgerät.

»Frost!«, schrie er. »Captain, hören Sie mich!«

»Laut und deutlich, Professor.«

»Kommen Sie! Befreien Sie mich aus diesem Albtraum!«

»Kennen Sie eigentlich das Zauberwort, Professor?«

»Was für ein Zauberwort, um Himmels willen, diese Barbaren wollten mich zersägen. Retten Sie mich …«

»Bitte?«

»Bitte!«

»Ah, das Zauberwort … Wir sind ganz in der Nähe, Professor und wir sehen Sie.«

Ein Licht blitzte unweit des Lagers auf. Schmetzer, der allmählich ins Rotieren kam, bemerkte Dana Frost erst, als sie direkt neben ihm in der Luft schwebte. Sie klinkte mit professioneller Gelassenheit ein dünnes Seil an einen Haken, der sich in Bauchhöhe seines Anzugs befand. Dann griff sie um ihn herum und im gleichen Moment erstarben die Raketentriebwerke seines Anzugs. Mit einem Schrei und einem Ruck fiel er nach unten. Dann spürte er, wie ihn Frost hinter sich herzog.

Schon nach wenigen Sekunden landeten sie wieder und zwar auf einer schmalen Felsspitze, auf der sie knapp nebeneinander Platz hatten. Unter ihnen wogten die Wipfel der Bäume im Wind, weiter entfernt sah man das Meer.

Dana Frost öffnete den Helm und ignorierte Schmetzers Schreckstarren Blick.

»Die Atmosphäre ist atembar. Sie können Ihre eigenen Vorräte sparen, Professor«, sagte sie und entriegelte auch Schmetzers Helm. »Gestatten Sie …« Sie drückte auf einige Tasten. »Hm. Bedauerlich. Die Servofunktion lässt sich nicht mehr einschalten. Macht nichts, Professor. Sie bleiben hier und genießen die Aussicht. Ich kläre nur eben die Situation dort unten und hole Bruder William. Dann kommen wir wieder zu Ihnen. Lassen Sie das Funkgerät eingeschaltet. Wir bleiben in Kontakt.«

Professor Schmetzer nickte und verstand doch nichts. Erst als Dana Frost in elegantem Bogen davonflog, murmelte er: »Wollen Sie mich hier allein lassen?«

»Wie ich schon sagte, Professor«, ertönte Danas Stimme aus dem kleinen Lautsprecher, »genießen Sie die Aussicht. Ihr Anzug ist leider nur noch eingeschränkt funktionsfähig. Sie können uns so nicht helfen. Bleiben Sie, wo Sie sind. Wir kommen Sie gleich holen. Versprechen Sie mir nur eins, berühren Sie nichts an dem Anzug. Das Ding ist derzeit unberechenbar, wir wollen doch weitere Katastrophen vermeiden?«

»Ich … ich fasse nichts an, Captain«, sagte der Professor, »nur bitte ich Sie, falls Sie einem Eingeborenen, äh, Sie erkennen ihn an seinem auffälligen rot-weißen Pelz, wenn Sie dem helfen können … dann tun Sie's. Er … er hat mir gegen diese anderen Kerle geholfen, die mich zersägen wollten.«

Dana runzelte die Stirn, sagte dann aber, während sie über dem Lager kreiste: »Ist das der Eingeborene, der einen anderen als Geisel genommen hat?« Dann, ohne Schmetzers Antwort abzuwarten: »Oh ja, das muss er sein. Er bedroht den anderen mit einem Original Star Corps Messer …«

»Das ist meins«, knatterte Schmetzers Stimme in Danas Ohr.

»William …«

»Ja, Captain …«

»Haben die Burschen in dem Lager Sie schon entdeckt?«

»Nein«, antwortete der Christopherer.

»Dann sehen Sie zu, dass Sie und unsere Freunde in Deckung bleiben. Ich werde den Rebellen mal etwas Respekt beibringen. Sie haben es ja

gehört, diese Burschen wollten den Professor zersägen.«

Und man sollte sie nicht unterschätzen, dachte Dana. *Bedenke, dass du sterblich bist.*

Dann schwebte sie majestätisch langsam herab. Ungefähr einen Meter über dem Boden blieb sie in der Luft stehen.

»Wer ist euer Anführer?«, donnerte es aus ihrem Translator, den sie auf maximale Lautstärke gedreht hatte.

»Ich.« Ein großer Kerl mit dunkelbraunem, zottigem Pelz trat vor.

»Du wirst auf der Stelle allen deinen Leuten die Anweisung geben, sämtliche Waffen abzugeben, über die ihr verfügt. Danach zieht ihr euch dort an den Rand des Lagers zurück.« Dana wies in die angegebene Richtung.

»Und warum sollte ich das tun?«, antwortete der Anführer.

»Deshalb«, sagte Dana und im gleichen Moment spritzte vor den Füßen des zottigen Rebells der Boden auf. Mit einem zornigen Fluch sprang der Anführer zur Seite. Sie hatte mit ihrem Nadler weit vor ihm auf den Boden gezielt. Dennoch warf es den Rebellen durch die Einschläge fast von den Füßen.

»Damit hast du dein Todesurteil unterschrieben!«, schrie der Anführer und hob die Faust. Von mehreren Seiten krachten Schüsse. Doch Dana hatte längst ihre Position verlassen und raste in hoher Geschwindigkeit erst in die Luft, um sogleich wieder abzutauchen. Sie sauste dicht über den Boden und prallte gegen die Beine des Anführers, der sein Gleichgewicht verlor. Sie packt den Kerl und schwebte schließlich mit ihm in großer Höhe über dem Lager.

»Wenn du noch mehr zappelst, lass ich dich fallen«, sagte Dana. »Noch ein letztes Mal«, rief Dana dann laut, »legt eure Waffen auf einen Haufen oder ihr verliert auf einen Schlag nicht nur euren Anführer und euren Priester sondern allesamt das Leben!« Das war natürlich eine kleine taktische Übertreibung.

»Willst du unbedingt sterben? Willst du, dass deine Leute sterben?«, fragte sie nun leiser den Anführer.

»Tut, was dieses Wesen sagt!«, schrie jetzt der Anführer und endlich kam Bewegung in die Rebellen, die sich nicht mehr zu schießen trauten, da sie fürchten mussten, ihren Anführer zu treffen.

Nun tauchte auch William auf und überwachte die Übergabe der Waffen. Bald drängten sich die Rebellen am Rand des Lagers und William informierte Dana, dass nicht wenige von ihnen im Schutz der Bäume das Weite suchten. Unter ihnen der Priester, den Wrugal in dem Moment laufen ließ, als sich keine Waffen mehr in Rebellenhand befanden.

Dana landete. Jetzt kamen auch Sungur und Mrandil aus dem Wald und übernahmen die Wache über das Waffenarsenal. Dabei wurden sie von Wrugal unterstützt, mit dem sie sich schon bald über die Geschehnisse austauschten.

Doch dann überstürzten sich erneut die Ereignisse.

Den schmalen Pfad, der vom Lager zur Bucht führte, kamen auf

einmal voller Panik jene Rebellen entlanggerannt, die noch unten am Strand geblieben waren.

Kopflos liefen sie quer durch das Lager, riefen ihrem Anführer etwas zu und verschwanden im Wald.

Ein leise brummendes Geräusch ertönte und wurde langsam lauter. Wrugal stand der Gruppe Rebellen am nächsten, so hatte er als Einziger den Grund für die Aufregung verstanden.

»Eine Flotte von mindestens einem Dutzend gepanzerter Luftschiffe befindet sich im Anflug auf die Bucht«, sagte der Telegrafenmeister. »Ich schätze, es wird hier bald ziemlich ungemütlich. Mit den kaiserlichen Truppen ist nicht zu spaßen.«

Dana ließ den Anführer los, der – ohne ein weiteres Wort zu verlieren – fortrannte und ebenfalls im Wald verschwand.

»Ich sehe hier keine Rebellen mehr«, sagte Mrandil und wandte sich an Wrugal. »Und Sie gehören eindeutig nicht zu den Schtukuhl.«

»Trotzdem würde ich es vorziehen, in mein Dorf zurückzukehren«, sagte Wrugal, »und zwar bevor es hier von kaiserlichen Soldaten nur so wimmelt. Dort ist die Telegrafenstation und dort ist der Platz, wo ich gebraucht werde.«

Wrugal durchsuchte die Ställe des Lagers. Wenig später fand er sein Ruschtu und machte sich nach einem kurzen, aber dennoch herzlichen Abschied auf den Weg.

»Kommen Sie hoch, Captain«, knatterte jetzt Professor Schmetzer in Danas Lautsprecher, »das müssen Sie sehen. Diese Luftschiffe, die sich nähern – einfach beeindruckend, gigantisch …«

»Sie rühren sich nicht vom Fleck, Professor. Wir kommen gleich«, sagte Dana. Dann wandte sie sich an Sungur und Mrandil. »Was dieser Telegrafenmeister gesagt hat, gilt in gewisser Weise auch für uns. Wir haben schon mehr in eure Welt eingegriffen, als es möglicherweise gut war. Für einen offiziellen Kontakt zwischen eurem Volk und dem unseren ist es noch zu früh. Geht runter an den Strand und lasst euch von euren Soldaten in Sicherheit bringen. Und wenn ich euch etwas raten darf. Sagt dem Befehlshaber eurer Einheit, dass es nicht viel Sinn hat, die Rebellen in dieser undurchdringlichen Wildnis zu verfolgen. Schließlich sind sie geflohen und wahrscheinlich längst über alle Berge. Es hat schon genug Opfer gegeben … Man trifft bei solchen Aktionen zu leicht Unschuldige oder gar Freunde.«

Dana wusste, dass sie nicht extra auf Wrugal, den Telegrafenmeister hinzuweisen brauchte. Mrandil und Sungur nickten, denn sie hatten verstanden.

Epilog

Der Rückweg aus der Hohlwelt war ohne Überraschungen. Mit Hilfe ihrer nun wieder festgeschlossenen Anzüge flogen sie durch den gewaltigen Schacht der Polachse, wobei Dana Frost darauf bestand, dass sie Professor Schmetzer als angeseilte Fracht transportierten. Sie ließ den Wissenschaftler in dem Glauben, dass sein Anzug nicht mehr richtig funktionierte.

Das Problem des Verschlussdeckels, der sich geöffnet und durch den sie ins Innere des Planeten gestürzt waren, löste sich von selbst. Denn als sie das Ende des Schachts erreichten, öffnete sich die Felsplatte, kaum dass sie sie berührten, und schloss sich ebenso automatisch wieder unter ihnen.

Augenblicklich funktionierte der Funkverkehr zu ihrem Lager wieder und große Erleichterung machte sich dort breit, denn man hatte längst Suchtrupps ausgeschickt. Die L2 und L3 waren gelandet, um bei der Suche zu helfen.

Wenig später wurde auf Anraten Professor Schmetzers die Exploration abgebrochen. Noch hatten weder Dana, Bruder William oder er etwas von ihrer Entdeckung verlauten lassen. »Große Hohlräume im Inneren des Planeten.« Das war vorläufig alles. Natürlich ließ sich auf Dauer die Wahrheit nicht verschweigen. Das hatte Dana Frost auch nicht vor.

Aber sie alle drei brauchten Zeit, um die richtigen Worte zu finden.

ENDE



Im Reich der Kridan

von Alfred Bekker

Zum ersten Mal seit dem Bestehen des Impriums der Kridan regt sich in seinem Inneren Wiederstand gegen den Heiligen Krieg – so zumindest lauten die Informationen des Star Corps.

Die STERNENFAUST wird unter dem Kommando von Captain Dana Frost ins Reich der Vogelköpfigen gesandt, um diese Information zu überprüfen und gegebenenfalls Kontakt aufzunehmen.

Kaum ist der Leichte Kreuzer am Ziel angekommen, tauchen immer mehr Kriegsschiffe der Kridan im System auf. War alles eine Falle? Ist ihre Tarnung aufgeflogen?